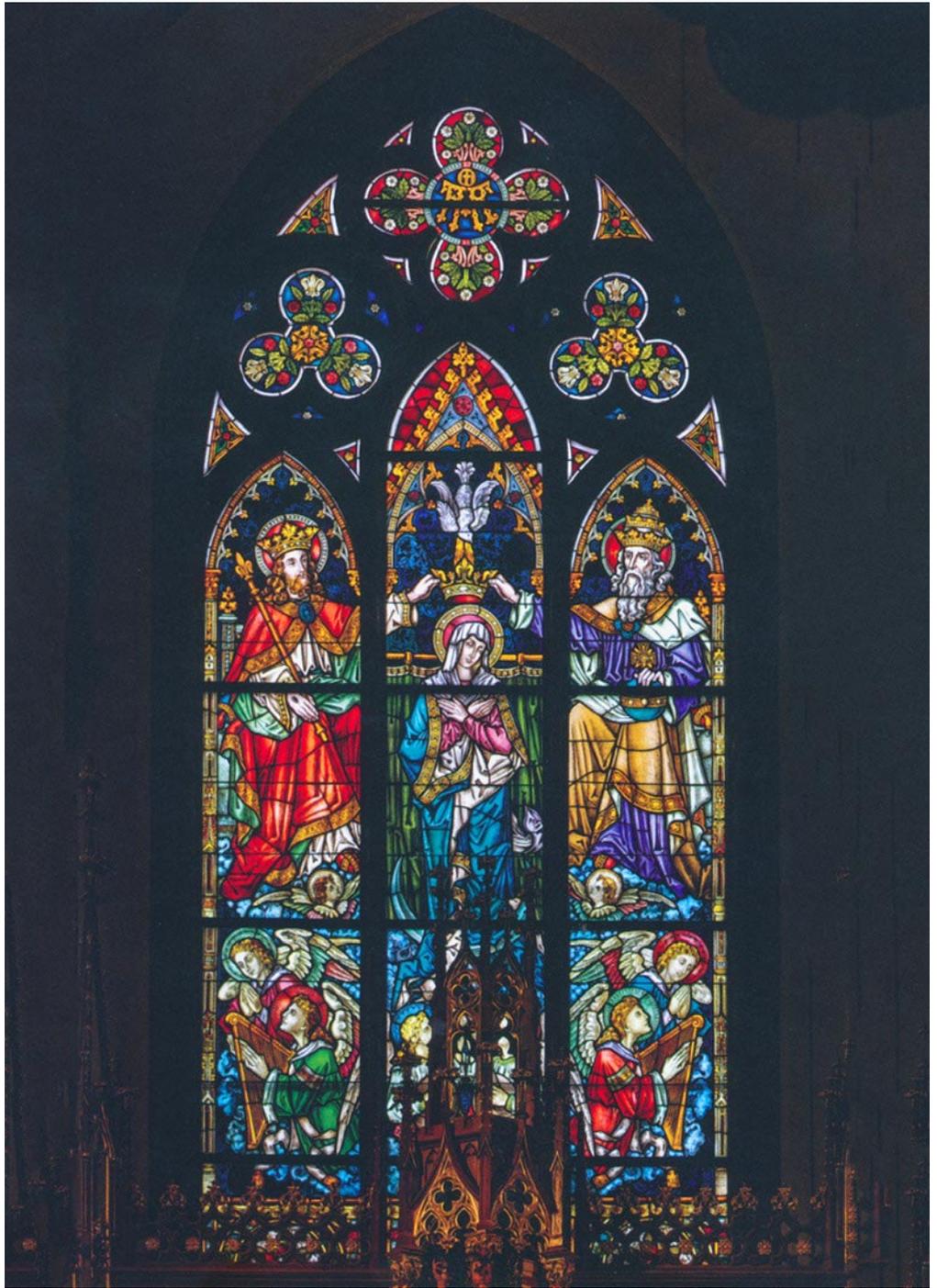


ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Weihnachten 2021



ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 272

2021

Inhalt

Vorwort	3
Vor 100 Jahren gegründet - SV Hindenburg Allenstein	4
Die wirtschaftliche und politische Situation Ostpreußens zwischen den Weltkriegen	6
Die neue Zeit	17
Wie ich als 15-Jähriger das Kriegsende in Allenstein erlebte	20
Die drei dunklen Könige	29
Masurische Weihnacht	31
Minderheiten in Allenstein konnten wieder feiern	32
Eindrücke vom Fest der Minderheiten	34
Erinnerungen an unser 64. Jahrestreffen	37
Vor 30 Jahren fing alles an	43
LernRAUM.pl - ein innovatives Bildungsprojekt	47
Der alte Mann und das Kind	49
Der armen Kinder Weihnachtslied	51
Der Orgelpfeifen-Opa	52
Ernst Wiechert am masurischen Jabbok	55
Berichte aus Allenstein	57
Geldgeschenk zum 93. Geburtstag	57
Aus unserer Allensteiner Familie	58
Wir gratulieren	58
Wir gedenken	59
Grüße aus Kanada	60
Wir danken unseren Spendern	61

Verschiedenes	65
Programm 65. Jahrestreffen	65
An die Mitglieder unserer Stadtgemeinschaft	66
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	67
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	68
Der Elch - Wildtier, Heimatsymbol, Werbeikone	69
Hinweise der Redaktion	71
Das neue Jahr	72
Vordruck für Familienanzeigen	73
Bücherecke	75
Allenstein heute - zwischen Tag und Traum	75
Allenstein - wie es einmal war	76
Allenstein - Stadt unserer Jugend	77
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	79
Impressum	80

Titelbild:	Die gotische Jakobikirche an einem frostigen Wintermorgen
Vordere Innenseite:	„Krönung der Maria“, Chorfenster der Jakobikirche aus der Glaserei Schneider in Regensburg (1879)
Hintere Innenseite:	Jahrestreffen der Ostpreußen 2022
Rückseite:	Der denkmalgeschützte Friedhof St. Joseph, angelegt 1904
Fotos:	M. Wieliczko

Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

leider mussten wir auch in diesem Jahr wegen der geltenden Einschränkungen unser Jahrestreffen ausfallen lassen, aber wie wir wissen, stirbt die Hoffnung zuletzt und so hoffen wir auf das nächste Jahr. Die Bilder in diesem Heimatbrief, die einer unserer Allensteiner Gäste zur Verfügung gestellt hat, erinnern uns, wie schön unser letztes Jahrestreffen war und wecken Vorfreude auf das kommende.

Unsere Freunde von der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit haben Ende Oktober mit einem Festakt in der Allensteiner Philharmonie und vielen Gästen aus Nah und Fern ihren 30. Geburtstag gefeiert. Auch das Vereinsleben hat wieder Fahrt aufgenommen und die AGDM konnte gemeinsam mit anderen Minderheiten aus der Region das Fest der Minderheiten ausrichten. Einige andere Projekte konnten ebenfalls wieder in Angriff genommen werden.

Hoffen wir, dass trotz erneut steigender Anzahl von Infektionen die Normalität, nach der wir uns alle sehnen, sich bald wieder einstellen wird.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich viel Freude an diesem Heimatbrief, eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit sowie Glück und vor allem Gesundheit im neuen Jahr. Hoffen wir, dass wir uns im nächsten Jahr wiedersehen und bei unserem 65. Jahrestreffen am 17. September 2022 in Gelsenkirchen gemeinsame Stunden genießen können.

Ihr



Gottfried Hufenbach

Vor 100 Jahren gegründet – SV Hindenburg Allenstein

Der SV Hindenburg Allenstein (später Standort MSV Hindenburg Allenstein) war ein Sportverein der ostpreußischen Stadt Allenstein. Die Fußballabteilung wurde dreimal Meister der Gauliga Ostpreußen.

Der Verein wurde 1921 als SV Hindenburg Allenstein gegründet und spielte im Ligasystem des Baltischen Rasen- und Wintersport-Verbandes. Der Vereinsname geht auf den Generalfeldmarschall und späteren Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zurück. Ab 1921/22 ist ein Spielbetrieb in der erstklassigen Bezirksliga Südostpreußen überliefert, nach der Saison 1923/24 zog sich der Verein jedoch aus unbekanntem Gründen aus dieser Spielklasse zurück. Ab 1925/26 spielte Allenstein in der zweitklassigen 1. Klasse Südostpreußen. Durch den Sieg im Bezirkspokal West 1927 qualifizierte sich der Verein für die Aufstiegsrunde zur Ostpreußenliga 1928/29, musste sich aber dem SC Preußen Insterburg und der SV Masovia Lyck geschlagen geben und verpasste den Aufstieg in die Erstklassigkeit. Als Sieger der Staffella West 1928/29 qualifizierte sich Allenstein erneut für die Aufstiegsrunde zur Ostpreußenliga 1929/30. Dieses Mal wurde die Aufstiegsrunde erfolgreich gestaltet, so dass der SV Hindenburg Allenstein zur Spielzeit 1929/30 wieder erstklassig spielte. 1931/32 qualifizierte sich der Verein durch den Sieg in der Abteilungsliga Süd für die ostpreußische Fußball-Endrunde. In dieser wurde Allenstein hinter dem Serienmeister VfB Königsberg Zweitplatzierte und durfte

somit an der baltischen Fußball-Endrunde 1932 teilnehmen.

In diesem Rundenturnier erreichte Allenstein trotz einer 1:6-Heimniederlage gegen den VfB Königsberg den ersten Tabellenplatz, wurde somit zum ersten Mal baltischer Fußballmeister und durfte dadurch an der deutschen Fußballmeisterschaft 1931/32 teilnehmen. Dort schied Hindenburg Allenstein jedoch bereits im Achtelfinale aus; das am 8. Mai 1932 in Königsberg ausgetragene Spiel ging gegen Eintracht Frankfurt mit 0:6 verloren. Auch 1932/33 gewann Allenstein die Abteilungsliga Süd, in der ostpreußischen Fußball-Endrunde wurde in dieser Spielzeit ebenfalls der Sieg errungen. Man konnte in dieser den SV Prussia-Samland-Königsberg noch hinter sich lassen, war Königsberg in der anschließenden Baltischen Fußball-Endrunde konstanter, so dass Allenstein trotz zwei Siegen im Direktvergleich mit Königsberg im Rundenturnier nur den zweiten Platz erreichte. Auch dieser berechnete zur Teilnahme an der Spielzeit 1932/33. Da konnte Hindenburg Allenstein im Achtelfinale sensationell den zweimaligen deutschen Fußballmeister Hertha BSC mit 4:1 schlagen. Dieser Sieg war insofern bemerkenswert, als dass es bisher überhaupt erst dreimal vorgekommen ist, dass Vereine aus dem Baltischen Sport-Verband die erste Runde der deutschen Fußballmeisterschaft überstanden haben. Im Halbfinale war dann für Allenstein jedoch Schluss, wie im Vorjahr unterlag der Verein Eintracht Frankfurt, dieses Mal mit 2:12.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurden die Fußballvereine aufgelöst und durch Sportgauen ersetzt. Die vier besten Mannschaften aus der Abteilungsliga Süd erhielten einen Startplatz in der Gauliga Ostpreußen 1933/34. Durch den ersten Tabellenplatz in der eigentlich für die Verbandsendrunde 1933/34 vorgesehenen Liga qualifizierte sich der SV Hindenburg Allenstein für die Gauliga Ostpreußen. 1933/34 zog Allenstein als Sieger der Gruppe B in das Gaufinale ein. Der 3:2-Hinspielsieg über den SC Preußen Danzig reichte nicht, Allenstein verlor das Rückspiel mit 1:6 und verpasste den Gaumeistertitel. 1935/36 zog der Verein erneut in das Gaufinale ein, dieses Mal hieß der Gegner SV Prussia-Samland Königsberg. Mit zwei Siegen (2:0 und 7:2) sicherte sich Allenstein seinen ersten Gaumeistertitel und qualifizierte sich für die deutsche Fußballmeisterschaft 1935/36, in der Allenstein bereits in der Gruppenphase ausschied. Im Tschammerpokal 1936 erreichte der Verein das Achtelfinale, das mit 1:3 gegen den VfB Peine verloren wurde. Die erfolgreiche Titelverteidigung der Gaumeisterschaft gelang 1936/37 durch einen 7:0-Erfolg im Rückspiel gegen den SV Yorck Boyen Insterburg. In der anschließenden deutschen Fußballmeisterschaft war erneut bereits in der Gruppenphase Schluss.

Quellen: DSFS, Fußball im baltischen Sportverband, Teil 1 1903/04 bis 1932/33, DSFS 1918

Hardy Grüne, Enzyklopädie des deutschen Ligafußballs, Band 1 Vom Kronprinzen bis zur Bundesliga. 1890 bis 1963. Deutsche Meisterschaft, Gauliga, Oberliga. Zahlen, Bilder, Geschichten, Kassel 1996.

1938/39 konnte der inzwischen unter dem Namen Standort MSV Hindenburg Allenstein zum Militärverein gewordene Verein letztmals die Gaumeisterschaft Ostpreußen erringen. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 konnte der Militärsportverein nicht mehr am Spielbetrieb teilnehmen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das einstmalige deutsche Allenstein von der Sowjetunion annektiert und unter polnische Verwaltung gestellt. Der MSV Hindenburg Allenstein wurde, wie alle übrigen deutschen Vereine und Einrichtungen, zwangsaufgelöst.

Erfolge: Baltischer Fußballmeister: 1932, Meister der Gauliga Ostpreußen: 1936, 1937, 1939, Teilnahme am Tschammerpokal 1936.

Bekannte Spieler: Paul Glowka, Torhüter, Erich Goede, Nationalspieler, Helmut Kronsbein, Trainer Hannover 96 und Hertha BSC

Leichtathletik: Mit Emil Hirschfeld hatte der Verein einen erfolgreichen Leichtathleten, der bei den Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften mehrere Medaillen gewinnen konnte. Hirschfeld nahm ebenfalls an den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam teil, bei denen er im Kugelstoßen die Bronzemedaille gewann. Hirschfeld stellte ebenfalls einen neuen Weltrekord im Kugelstoßen mit der Weite von 16,04 m auf. Er war damit der Erste, der die 16-Meter-Marke übertraf.

Die wirtschaftliche und politische Situation Ostpreußens zwischen den Weltkriegen

Von Andreas Kurt Borm

Das Fehlen von Rohstoffvorkommen wie Kohle und Erze, die für die Entwicklung von Großindustrien notwendig waren, verhinderte im 19. Jahrhundert eine großzügige Industrialisierung und Urbanisierung der Provinz. In der Industrie oder im Handwerk arbeiteten 1907 nur 20,4 Prozent (Deutsches Reich 42,8 Prozent) der Berufstätigen. 925 war mehr als die Hälfte (55,7 Prozent) von ihnen in der Landwirtschaft beschäftigt. Dabei dominierte die Stellung der Großgrundbesitzer, die rund 40 Prozent der landwirtschaftlich genutzten Fläche Ostpreußens besaßen, aber nur eine verschwindend kleine Minderheit darstellten. Die Großgrundbesitzer bildeten ca. 3,3 Prozent der in der Landwirtschaft Erwerbstätigen. 77,9 Prozent hatten hingegen eine Größe unter 10 ha. Ostpreußen war eine Agrarprovinz mit der Dominanz der Großagrarien. Andreas Kossert fasste diese Eigenschaft unter dem Terminus „agrarische Monostruktur“ zusammen. Es handelt sich dabei um ein strukturelles Defizit, das sich jedoch aufgrund der neuen politischen Situation nach dem Ersten Weltkrieg, namentlich nach der Abtrennung Ostpreußens vom Reich durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages, nicht nur negativ auswirkte, sondern auch Katalysator für die Modernisierung verschiedener Lebensbereiche Ostpreußens wurde.

Eine kommunale Ausnahme in Ostpreußen stellte Königsberg dar. Hier prägte der Hafen das Wesen der

Stadt, die von jeher eine Handels- und Kaufmannstadt war. Der Pregel durchschnitt das historische Stadtzentrum und war zugleich der Innenhafen, das wirtschaftliche Herz der Stadt. Hier trafen sich Kaufleute der Stadt sowie der näheren Umgebung mit Händlern aus den benachbarten und fernerer Ländern, um Handel und Gewerbe zu betreiben. „Gerade der Transithandel war es, der dem Königsberger Platz sein eigenartiges Gepräge verlieh und der es ihm möglich machte, sich als stolze Hansestadt neben Hamburg, Bremen, Stettin, Libau, Riga, St. Petersburg zu behaupten [...]“, heißt es in einem Fremdenführer aus dem Jahre 1920.

Dies war nur ein Aspekt, in dem sich Ostpreußen von der Landeshauptstadt unterschied. „Nirgends zeigen sich die natürlichen Gegensätze zwischen Stadt und Land deutlicher als hier [...]“, schrieb schon der Magistrat in einem Selbstportrait der Stadt Königsberg. Königsberg war auch eine Universitätsstadt, sowie Sitz der Provinzverwaltung (Oberpräsidium) und zahlreicher Kultureinrichtungen. Sieht man von der Industriestadt Elbing ab, die nach dem Versailler Vertrag von Westpreußen an die Provinz Ostpreußen angeschlossen wurde, war sie die einzige Großstadt im ländlich geprägten Ostpreußen. In Königsberg konnte sich aufgrund des regen Holzhandels mit Osteuropa eine bescheidene Holzindustrie entwickeln. Neben einer Reihe an mittleren und

kleineren Betrieben hatten sich auch zwei Großbetriebe der Eisenindustrie niedergelassen.

Das ländliche Ostpreußen und Königsberg unterschieden sich somit signifikant hinsichtlich der beruflichen Zusammensetzung der Bewohner. Dort war im November 1925 nur 1,0 Prozent der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt. In der Industrie, im Handwerk oder im Baugewerbe arbeiteten hingegen 38,6 Prozent, im Handel und Gewerbe 33,5 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung. Die Landeshauptstadt hatte so viele Industriebetriebe wie alle anderen mittleren und kleineren Städte Ostpreußens zusammengenommen. Wirtschaftlich nahm Königsberg eine herausragende Stellung in Ostpreußen ein. 60 Prozent der Gewerbesteuer der Provinz wurden im Bezirk der Handelskammer Königsberg erwirtschaftet. Entscheidend ist hierbei, dass sich durch die Entstehung von Industriebetrieben in Königsberg eine Arbeiterschaft herausgebildet hatte. Das politische Klientel unterschied sich somit grundlegend von weiten Teilen des agrarisch geprägten Ostpreußens, das vor dem Ersten Weltkrieg eine Hochburg konservativer Parteien war. Dies zeigte sich vor allen Dingen bei den Reichstagswahlen. 1907 fielen hierbei in Ostpreußen 56,6 Prozent auf die Deutsch-Konservativen (Preußen 13,2 Prozent). Die Sozialdemokraten erhielten nur 13,5 Prozent (Preußen 26,4 Prozent). Die Stadt Königsberg hob sich davon signifikant ab. Die Sozialdemokraten verloren ihre Mehrheit und erhielten nur noch 46,5 Prozent. Die Freisinnige Volkspartei ging mit 53,2 Prozent der abgegebenen Stimmen als

Wahlsieger hervor und entsandte aus ihren Reihen einen Volksvertreter für die Stadt Königsberg in den Reichstag. Bei den Reichstagswahlen von 1912 erreichten beide Parteien ähnliche Ergebnisse. Königsberg bildete in diesem Sinne eine sozialdemokratisch-liberale Enklave in einem überwiegend konservativ geprägten Ostpreußen.

Ostpreußen hatte so große strukturelle Probleme, dass bereits vor 1918/19 staatliche Hilfsmaßnahmen gestartet wurden. Anders verhielt es sich jedoch in der Landeshauptstadt. Vor dem Ersten Weltkrieg zählte Königsberg neben Hamburg, Danzig, Stettin, Bremen, Libau, Riga und St. Petersburg zu den bedeutendsten Handelsstädten im Ostseeraum. Königsberg war damit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein bedeutender deutscher Handelsplatz für russische Importwaren. Das Zarenreich spielte bis dahin für Deutschland eine nicht unerhebliche wirtschaftliche Rolle. 1913 nahm es mit einem Anteil von 13,6 Prozent den zweiten Platz bei den Importwaren ein. Vor allen Dingen landwirtschaftliche Erzeugnisse wie Getreide, Holz, Flachs, Eier und Butter gelangten von Russland über Königsberg in das übrige Deutschland. Königsberg avancierte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum europäischen Haupt Handelsplatz für Hülsenfrüchte und zum weltweit größten Linsenmarkt. Über Königsberg kamen aus Deutschland vor allen Dingen Maschinen, Kolonialwaren und Heringe. Etwa eine halbe Million Tonnen Heringe wurden jährlich nach Russland exportiert. Nahezu 100 Prozent des aus Russland eingeführten Flachs und

Hanfs wurden an der Königsberger Börse gehandelt. Zusammen mit Danzig hatte Königsberg auch eine Monopolstellung im englisch-russischen Salzheringshandel inne.

Der am 28. Juni 1919 unterzeichnete Versailler Vertrag brachte tiefgreifende Veränderungen für Ostpreußen. Die Nachbarprovinz Westpreußen wurde durch die Bildung des polnischen Korridors aufgeteilt. Die Weichsel wurde zur Staatsgrenze zwischen Deutschland und Polen erklärt. Danzig erhielt den Status einer Freien Stadt. Die östlich der Weichsel gelegenen Kreise Elbing, Marienburg, Stuhm, Rosenberg und Marienwerder mit rund 260.000 Einwohnern fielen als neu gegründeter Regierungsbezirk Westpreußen an die Provinz Ostpreußen. Dies bot in gewisser Weise Ersatz für die verloren gegangenen Gebiete, das Memelland (141.238 Einwohner) und das Gebiet um die Stadt Soldau (24.787 Einwohner), die am 10. Januar 1920 abgetreten werden mussten.

Eine weitere schwerwiegende Folge des Friedensvertrages war die Klausel über die Volksabstimmungen im Süden der Provinz, vor allen Dingen in Masuren und im Ermland. Polen erhob den Anspruch auf diese Gebiete mit der Begründung, dass dort eine größere Anzahl an Menschen slawischer Abstammung und Muttersprache wohnten.

Der Erste Weltkrieg rückte Ostpreußen in das Zentrum der deutschen politischen Öffentlichkeit, doch war die Abtrennung vom Reich ein Ereignis, das die Geschichte Königsbergs und seiner Provinz in den zwanziger Jahren viel tief greifender prägte. Die Aufregung über den Versailler Vertrag

und der damit einher gegangenen Abtrennung Ostpreußens vom Reich wurde von den Betroffenen mit größter Sorge und Entsetzen zur Kenntnis genommen. Ostpreußen sei zu einer „Kolonie“ geworden, hieß es oft. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht klar, wie groß das bei Deutschland verbleibende Ostpreußen überhaupt sein durfte. Die Stadtverordnetenversammlung Königsbergs traf sich bereits am 4. November 1918 in einer außerordentlichen Sitzung und erhob gegen die Abtrennung vom Reich und mögliche Gebietsansprüche seitens Polens und Litauens energisch Einspruch. In der einmütig angenommenen Protestnote hieß es: „Seitens der Polen, wie nunmehr auch von litauischer Seite sind in letzter Zeit öffentlich Ansprüche auf die Abtretung deutscher Gebietsteile von Schlesien, Posen, West- und Ostpreußen erhoben worden. Dadurch würde der Bestand unserer Provinz auf das Schwerste gefährdet, sie vor allem von dem übrigen deutschen Vaterlande völlig abgeschnitten werden. Solchen weder in der Geschichte noch in der Zusammensetzung der Bevölkerung, die bis auf verschwindende Minderheiten seit Jahrhunderten eine rein deutsche ist, im geringsten begründeten Ansprüchen ebenso öffentlich und mit allem Nachdruck entgegenzutreten, ist ein Gebot der Ehre wie der Vaterlandsliebe. Wir erklären deshalb auf Grund einmütiger Entschliebung: Nachdem von den Polen im Reichstage und neuerlich auch von litauischer Seite öffentlich Anspruch auf ostpreußisches Gebiet erhoben worden ist, sehen wir uns veranlasst, mit allem Nachdruck ebenso

öffentlich zu betonen, dass wir Deutsche sind und deutsch bleiben wollen. Wir erheben deshalb schärfsten Widerspruch gegen jede durch mehrhundertjährige Geschichte, wie durch Zusammensetzung der Bevölkerung in nichts begründete Abtretung ostpreussischen Bodens und jede Trennung Ostpreußens vom deutschen Vaterlande. Wir bitten die Vertretung des deutschen Volkes und die deutsche Reichsregierung, hiervon Kenntnis zu nehmen und allen derartigen polnischen wie litauischen Ansprüchen mit Entschiedenheit entgegenzutreten zu wollen. Königsberg, 4. November 1918. Magistrat und Stadtverordnete der königlichen Haupt- und Residenzstadt Königsberg.“

Bestätigt wurde die Protestnote in der Sitzung vom 18. Dezember 1918. Darin erhob das Stadtparlament einstimmig Einspruch gegen eine etwaige Abtrennung Ostpreußens: „Die Stadtverordnetenversammlung erhebt Verwahrung gegen alle auf Lostrennung Ostpreußens vom Deutschen Reich und von Teilen der Provinz von Ostpreußen gerichteten Bestrebungen und erklärt es für die notwendige Aufgabe jedes Ostpreußen, alle Kräfte zur Aufrechterhaltung eines möglichst ungeschmälernten, geeinigten Deutschlands einzutreten.“ Im Stadtparlament blieben die Friedensverhandlungen ein politisches Dauerthema. Stadtverordneter Gottschalk (USPD) erklärte die Angelegenheit als eine lebenswichtige Frage für Königsberg: „Bereits am 6. November ist vom Magistrat und von der Stadtverordnetenversammlung eine ähnliche Kundgebung erfolgt. Inzwischen haben sich die Verhältnisse aufs äußerste ver-

schlechtert. Man will uns die Kehle zuschnüren.“ Bürgermeister Tieszen erklärte, dass der Magistrat den Antrag unterstützen werde. Er wird einstimmig angenommen und soll anschließend an die Reichsregierung, die Nationalversammlung, dem Waffenstillstandsabkommen und US-Präsident Wilson übermittelt werden. Am 9. Mai 1919 protestierten die Stadtverordneten einstimmig gegen die Friedensbestimmungen des Versailler Vertrages.

Auf den Straßen kam es zu Massendemonstrationen. Im Mai 1919 riefen alle Parteien in Königsberg, mit Ausnahme der Unabhängigen Sozialdemokraten, zu einer Protestkundgebung. Der Eisenbahnverkehr zwischen beiden Reichsteilen wurde in Art. 89 des Versailler Vertrages geregelt. Darin hieß es, dass Polen auf Transitgüter keine Zollgebühren erheben dürfe und „im Transit zwischen Ostpreußen und dem übrigen Deutschland Transittfreiheit durch das polnische Gebiet“ gewähren müsse. Art. 98 verlangte das Zustandekommen eines Verkehrsabkommens, in dem „Erleichterungen für den Eisenbahn-, Telegraphen- und Telefonverkehr“ eingeräumt werden mussten. Der Vertrag kam am 21. April 1921 zustande und trat am 1. Juli 1922 in Kraft. Er unterschied den privilegierten von dem gewöhnlichen Verkehr.

Tatsächlich kam es in den ersten Nachkriegsjahren zu Schwierigkeiten im Eisenbahnverkehr zwischen Ostpreußen und dem Reich. Gerade während der Volksabstimmungen im Juni 1920, als man über die nationale Zugehörigkeit des südlichen Ostpreußens votierte, war die Aufregung darüber sehr groß. Die Fraktionen des Stadtparlaments äußerten einstimmig

ihren Unmut darüber: „Die Stadtverordnetenversammlung legt gegen die unhaltbaren Zustände im Verkehr durch den polnischen Korridor erneut entschiedenste Verwahrung ein und ersucht den Magistrat, bei der Reichsregierung dahin vorstellig zu werden, dass nachdrücklichst alle Schritte getan werden, um den ostpreußischen Abstimmungsberechtigten die Reise durch den Korridor mittels einer ausreichenden Zahl von Zügen ungehindert und ohne Zeitverlust zu ermöglichen.“ Mit dieser Protestnote wollte Königsberg Berlin unterstützen, die Verhandlungen über Erleichterungen im Korridorreiseverkehr zum Erfolg zu bringen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen.

Nicht nur die Bestimmungen des Versailler Vertrages, sondern insbesondere die allgemeine außenpolitische Situation Nachkriegsdeutschlands wurde in Königsberg als äußerst bedrohlich angesehen. In einer Veranstaltung der Deutschen Volkspartei wurde über die „drohende Zertrümmerung Ostpreußens“ durch Polen und Litauen referiert. Freilich handelt es sich bei der Ansprache zunächst nur um eine Einzelmeinung. Der Redner war jedoch Assistent am Institut für ostdeutsche Wirtschaft und daher auch angesehener Exponent der ostpreußischen und kommunalen Wirtschaft. Seine Worte waren martialisch und emotional aufgeladen. Es ist eine der extremsten Königsberger Äußerungen jener Zeit, die zeigt, wie spannungsgeladen die politische Atmosphäre in den Anfangsmonaten der Weimarer Republik war: „Man kann heute nicht mehr sprechen von einer polnischen Gefahr, sondern von einer polnischen Unterdrückung. Stadt und

Land Posen sind in polnischer Hand, der Weg nach Berlin ist nicht mehr frei, und langsam, aber sicher schiebt sich die polnische Welle nach Westpreußen und Danzig und droht unmittelbar auch die Grenzen Ostpreußens zu überfluten. Von irgendwelchen Maßnahmen der Berliner Regierung sehen wir außer einigen papierernen Bekanntmachungen und ministeriellen Versprechungen nichts. Ostpreußen muss sich selbst helfen, soll es nicht durch die Polen im Süden und die Litauer im Nordosten erdrückt werden. Gehen die Forderungen der Polen und Litauer in Erfüllung, so ist das Deutschtum in der Ostmark vernichtet und der Lebensnerv Deutschlands zerschnitten. Wenn die Berliner Regierung Ostpreußen nicht helfen kann, so bleibt es auf sich selbst angewiesen. Uns Ostpreußen kann gegen polnischen Raub nur ein eigenes Freiwilligenheer helfen. In kürzester Zeit haben wir bolschewistische Heere an unserer Grenze zu erwarten. Das Gebot der Stunde kann deshalb nur sein: schärfste Abweisung der von den Polen und Litauern erhobenen Ansprüche und Sicherung der Heimat durch Aufstellung eines Volksheeres.“ Die Abtrennung Ostpreußens vom Reich dominierte die politische Kultur der Zwanziger Jahre in Königsberg, weil damit die Angst vor einem Verlust der Zugehörigkeit zu Deutschland und die Furcht vor einem Abhandenkommen der kulturellen Identität als deutsch-preußische Provinz einherging. Ostpreußen avancierte zu einem „Bollwerk des Deutschtums im Osten“. Symbolhaft stand dafür das Tannenberghindenburgdenkmal und der sog. Hindenburgmythos (Hindenburg galt als „Retter Ostpreußens“).

Königsberg ist jetzt eine mehr als elfstündige Bahnfahrt von der nächsten reichsdeutschen Großstadt entfernt. Die Fahrt berührt außer Elbing keine größere Stadt. Berlin ist seine Nachbarstadt geworden. Das schaffte einen Abstand auch in seelischer Beziehung, schrieb der Magistrat 1924 über das „Wesen der östlichsten deutschen Großstadt“. Lang andauernde Angstmechanismen wurden durch die Insellage in Ostpreußen ausgelöst. Die Zugehörigkeit zum Reich hatte jetzt oberste Priorität. Damit einher ging der Wiederaufbau von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe.

Auf die Subventionszahlungen, die dafür notwendig waren, habe man einen moralischen Anspruch, meinte man in Königsberg. Die Berliner Reichsregierung habe die besondere Situation Ostpreußens anzuerkennen, schrieb Oberpräsident Siehr. Die Provinz müsse „planmäßig bevorzugt“ und Wirtschaft und kulturelles Leben in Ostpreußen gestärkt werden, um den polnischen Territorialansprüchen entgegenwirken zu können. Dies ist aber nicht etwa nur eine rein preußische Frage, sondern ein für die Zukunft des Reiches ungemein wichtiges Problem. Die Blicke Deutschlands seien immer nach Westen gerichtet und es sei nun Zeit, den Schwerpunkt der deutschen Innenpolitik nach Osten zu verlegen. Eine Ostorientierung Deutschlands sei nicht nur ein Kalkül zur Erhaltung des Status quo in Ostpreußen, sondern vielmehr eine Notwendigkeit, um den Anspruch auf eine als dringend notwendig empfundene Revision der deutschen Ostgrenze aufrecht zu erhalten. Auf besondere Zuwendungen des Reiches habe man

in Ostpreußen auch einen moralischen Anspruch, heißt es in einem Bildband über die Stadt Königsberg. Wie ein roter Faden zieht sich diese Forderung durch die Argumentationsstruktur der politischen Akteure. Noch im Jahre 1930 stellte der Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen, Paul Blunk, den ethnischen, kulturellen und wirtschaftlichen Fortbestand Ostpreußens in Frage und formulierte den Anspruch Ostpreußens auf Reichssubventionen zur Erhaltung und zum Ausbau der Wirtschaftskraft der Provinz.

Die Forderungen aus Ostpreußen stießen auf offene Ohren. Berlin machte Ostpreußen immer wieder neue Zugeständnisse. In Berlin wurde eine ständige Vertretung Ostpreußens eingerichtet, Förderprogramme für die Landwirtschaft und zur Modernisierung Königsbergs gewährt.

Die Abtrennung Ostpreußens vom Reich zog wirtschaftliche Nachteile nach sich. Der Korridor stellte keinen Absatzmarkt für Ostpreußen mehr dar. Die Produkte, die bis Kriegsausbruch in den abgetrennten Teilen Westpreußens abgesetzt wurden, mussten nun in weiter entfernt liegende Regionen vermarktet werden. Umgekehrt mussten Waren, die früher aus dem Korridorgebiet kamen, nun aus anderen Gegenden importiert werden. Die Erlöse für ostpreußische Erzeugnisse fielen daher niedriger aus. Auch Rohstoffe und Industrieprodukte waren teurer geworden. Die Königsberger Großindustrie wie die Union-Gießerei (Eisenbahnbau) war von Staatsaufträgen abhängig und geriet aufgrund mangelnder Aufträge in eine schwere Krise. Die Reichsregierung versuchte die entstandenen

Nachteile im Handelsverkehr durch Ausnahmetarife und den Ostbahnstaffeltarif, der Frachtsätze auf weite Entfernungen sukzessive absinken ließ und die Transportkosten auf diese Weise verbilligte, abzumildern. Dennoch betrug die Durchschnittsentfernung für den bahnseitigen Güterverkehr rund 240 km (statt wie bisher 120 km). Längere Transportzeiten und polnische Konkurrenzprodukte, die unter günstigeren Produktionsbedingungen produziert wurden, erschwerten den Handelsverkehr. Im letzten Kriegsjahr wurden noch über den Schienenweg 814.983 t verfrachtet. In der Nachkriegszeit erreichte der Güterverkehr nicht einmal mehr annähernd das Vorkriegsniveau.

Nach 1918 war die ostpreußische Landwirtschaft strukturell auf dem Weg in eine massive Verschuldung und damit auf die Finanzierung durch Kredite angewiesen. Regelmäßig bezuschusste Berlin die ostpreußische (später ostdeutsche) Landwirtschaft. Ostpreußen litt dabei jedoch am meisten. Beinahe ein Drittel der Beihilfen und zwei Drittel der Kredite des 1926 gewährten Sofortprogramms für die notleidenden Ostprovinzen kamen nach Ostpreußen – der Löwenanteil. Die Not war so groß, dass bereits 1928 ein Zusammenbruch der ostpreußischen Landwirtschaft befürchtet wurde.

Mit der Krise der ostpreußischen Landwirtschaft und der veränderten geopolitischen Situation in Ostmitteleuropa ging auch ein Niedergang des Güterumschlags mit den russischen Ostseehäfen einher. Danzig, Memel und Königsberg standen vor Kriegsausbruch im gedeihenden Ostseehandel mit Reval, Riga und Leningrad.

Die Nationalstaatenbildung und territoriale Neubildung der deutschen Ostgrenze veränderten diese Situation, da die neuen Staatengebilde zunächst auf den Aufbau einer eigenen Nationalwährung, sowie auf eine ökonomische und innenpolitische Konsolidierung abzielten.

Königsbergs Russlandhandel erreichte nicht einmal mehr annähernd das Vorkriegsniveau. Nach dem Rapallo-Vertrag von 1922 bemühte sich zwar die Deutsche Reichsbahn, bei der Polnischen Staatsbahn einen geeigneten Verkehrstarif für den Durchgangsverkehr zur Sowjetunion auszuhandeln, doch scheiterten die Bemühungen Berlins am Bestreben Warschaus, keine politische oder ökonomische Annäherung zwischen Deutschland und der Sowjetunion zuzulassen. Da es beim deutsch-sowjetischen Handelsvertrag vom 12. Oktober 1925 nicht zu einer Einführung durchgehender Staffeltarife kam, bedeutete die Umleitung über die baltischen Staaten einen Umweg und verteuerte die Frachtkosten. Dies machte Königsberg für den russischen Außenhandel uninteressant. Insbesondere bemühte sich Moskau nach dem politischen Transformationsprozess und im Zuge des Aufbaus einer Planwirtschaft verstärkt um wirtschaftliche Autarkie und leitete den Warenverkehr vermehrt auf die eigenen Ostseehäfen, insbesondere nach Leningrad und Murmansk-Alexandrowsk oder auf die Südhäfen am Schwarzen Meer um. Erschwerend kam eine schärfere Wettbewerbssituation zwischen den Ostseehäfen um den Russlandhandel hinzu. Danzig wurde zur Freien Stadt und durch die am 10.1.1922 in Kraft getretene Zollunion in das polnische

Zoll- und Wirtschaftsgebiet eingegliedert. 1924 begann Polen mit dem Bau eines eigenen Seehafens. Das ehemalige Fischerdorf Gdingen avancierte in den zwanziger Jahren zu einem der bedeutendsten Ostseehäfen. 1925 erreichte der Güterumschlag im Königsberger Hafen 74 Prozent, 1927 77 Prozent und 1928 91 Prozent des Vorkriegsgüterumschlags von 1913. Dies war eine leichte Steigerung, doch an das Vorkriegsniveau reichte Königsberg nicht mehr heran und von einem Aufschwung konnte nicht die Rede sein. 1928 überflügelten Gdingen und vor allen Dingen Danzig den Hafen Königsbergs deutlich im seewärtigen Güterverkehr. Königsberg hatte somit den Status als bedeutender internationaler Handelshafen nicht wiedererlangen können.

Die schwächelnde Auftragslage im Handel und in der Industrie in Ostpreußen führte Ende der zwanziger Jahre zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit und entwickelte sich zu einer schweren Belastung der kommunalen Haushalte. Schwerwiegende Folgen hatte vor allen Dingen die Weltwirtschaftskrise (1929). „Ostpreußen steht inmitten einer schweren Krisis, die, von der Landwirtschaft ausgehend, das gesamte Wirtschaftsleben unserer Provinz bis in die Grundfesten erschüttert. Stimmen sind laut geworden, die in seltener Verkennung der großen wirtschaftlichen Zusammenhänge von Änderungen in der staatsrechtlichen Stellung Ostpreußens das Heil erwarten. Lähmender Pessimismus auf der einen, tausendstimmiger Schrei nach vervielfachter Staatshilfe auf der anderen Seite kennzeichnet die Stimmung weiter Kreise“, schrieb die Hartungsche Zeitung am Jahresende

1929. Reichsminister Severing beteuerte, dass die Reichsregierung der notleidenden Provinz die Treue halten werde. Oberpräsident Siehr forderte die Ostpreußen dazu auf, die Probleme im Land durch Selbsttätigkeit zu lösen und sich nicht allein auf die Hilfe von Reich und Preußen zu verlassen. „1929 ein Katastrophenjahr für die ostpreußische Landwirtschaft“ lautete der Titel für den Jahresrückblick 1929 der Königsberger Allgemeinen Zeitung. 1930 sei ein Jahr schwerster Wirtschaftskrisis und sozialer Nöte, schrieb sie. Industrie und Gewerbe lagen am Boden. In Königsberg stieg die Arbeitslosigkeit von 4,648 Prozent (1929) auf 6,915 Prozent (1930) und lag damit höher als im Reich und im restlichen Ostpreußen. Bis 1933 meldeten 513 Firmen Insolvenz an. Ende 1931 gab es 33.000 Arbeitssuchende. Die Zahl der Wohlfahrtsempfänger betrug 1931 noch 7.500, Ostern 1932 war sie bereits auf 10.000 angestiegen. Zuzüglich der Klein- und Sozialrentner, Kriegsbeschädigten samt ihrer Familien lebten rund 93.000 Menschen von staatlichen Unterstützungsleistungen, also rund 25 Prozent der Stadtbevölkerung. Dies war äußerst problematisch, weil die Finanzierung sozialpolitischer Maßnahmen wie der Wohlfahrtsfürsorge in der Weimarer Republik den Städten übertragen worden war. Königsberg, das bereits vor Kriegsausbruch eine arme Stadt war, kam nicht umhin, neue Schulden aufzunehmen. 1927 war die Stadt mit 25 Millionen RM, 1932 bereits mit 87 Millionen RM im Rückstand. Die Stadt Königsberg stand 1933 vor dem Bankrott. Im Vergleich zum 31. März 1928 hat sich die Neuverschuldung Königsbergs prozentual

jedoch nicht so gravierend ausgewirkt wie im Reichsdurchschnitt.

Dennoch belastete die wirtschaftliche und soziale Not den städtischen Haushalt immer mehr. Bereits 1930 war Königsberg die ärmste Großstadt Deutschlands. Die Lage der Rentner sei erschütternd, meinte die Königsberger Allgemeine Zeitung im gleichen Jahr. Blättert man einmal die Gesuche durch, die bei einer der vielen Wohlfahrtsstellen täglich im großen Umfang einlaufen, wird man erdrückt von einer Lawine bitterster Not.

Ehemalige Besitzer großer Vermögen - es gibt unter den Kleinrentnern zahlreiche Personen, die vor dem Kriege ein Kapital von einer halben Million, von einer Million, ja oft noch darüber besessen haben, - sind heute nicht mehr in der Lage, ihren eigenen bescheidenen Unterhalt zu bestreiten. In einem Gesuch ist von einem Gutsbesitzer die Rede, der seinen Besitz verkauft und Kriegsanleihen erworben hatte. Heute erhielt er vom Wohlfahrtsamt eine monatliche Unterstützung von 50 RM. In einer anderen Anzeige bittet ein Arzt, der seine ganzen Ersparnisse verloren hatte, nun völlig verarmt um Aufnahme in ein Altersheim. Die Witwe eines vermögenden Großkaufmanns erhielt eine Kleinrentenunterstützung von 40 RM. Vor dem Krieg hat es überhaupt keine Kleinrentner gegeben. Bedürftige hatten zu dieser Zeit von der öffentlichen Armenpflege Unterstützungsleistungen erhalten. In der Weimarer Republik zählte allein Königsberg 10.000 Kleinrentner. Die Tendenz derjenigen, die nicht mehr Unterstützungsleistungen von Familienmitgliedern in Anspruch nehmen

konnten, war steigend. Unterstützungsleistungen erhielten jedoch nicht alle. Von den 10.000 Personen waren es tatsächlich nur etwa 5-6.000, da die Gewährung und auch die Höhe von Zuschüssen von einer Prüfung der öffentlichen Fürsorgeämter abhängig war. Im Gegensatz zu den regulären Renten und Pensionen bestand kein gesetzlicher Anspruch auf eine Kleinrente. In Königsberg herrsche ein Elend, von dem viele nichts wissen. Auch die Kriminalität nahm Anfang der 1930er zu.

Ostpreußen war von einem ländlich-protestantischen Milieu geprägt. In Ostpreußen war die rechtskonservative DNVP dominierend, gefolgt von der SPD und dem regional begrenzten Zentrum. Die liberale DDP errang zwischen 3,5 und 5,6 Prozent der Stimmen. Die nationalliberale DVP stand in enger Verbindung mit der DNVP und verhalf dieser in Kreistagen mitunter zur Mehrheit. Sie bewegte sich zwischen 8 und 15 Prozent. Wahlbündnisse völkisch-nationaler Parteien erreichten zwischen 4,2 und 8,6 Prozent.

Die NSDAP war in den 1920er Jahren in Ostpreußen sehr schwach vertreten. Bei der Reichstagswahl vom Mai 1928 erreichte die Partei auf Reichsebene 2,6 Prozent, in Ostpreußen jedoch nur 0,8 Prozent. Ostpreußen war Mitte 1928 ein unbedeutender, innerhalb der NSDAP einflusssschwacher Gau. Umso erstaunlicher ist es, dass sie in späteren Jahren hier ihre größten Erfolge erzielte. Ursache dafür waren die politische Sonderrolle Ostpreußens innerhalb des Deutschen Reiches (Insellage) und die wirtschaftliche Situation.

Tatsächlich bekam die politische Atmosphäre Ende der 1920er Jahre aggressivere Untertöne. Dies zeigt sich an Pressemitteilungen, in denen vermehrt auch über den wirtschaftlichen Niedergang der Ostprovinzen berichtet wurde. Funkspruch: Überfall auf Ostpreußen. Eine Zukunftspantastie der Warnung hieß eine Serie, die die Königsberger Allgemeine Zeitung 1932 über einen längeren Zeitraum publizierte und darin eine bedrohliche außenpolitische Situation beschrieb. Aber auch im Stadtparlament kam es immer weniger zu politischen Konsensbildungen. Erst Ende April 1928 kam ein städtischer Haushaltsplan zustande. Die Königsberger Allgemeine Zeitung berichtete: Das äußere Bild des Saales zeigt [...] eine ziemlich starke Leere. Auch der Zuschauerraum weist ausnahmsweise leere Bänke auf [...] Wohl der wichtigste Punkt der Sitzung liegt bei der Beratung des Haushalts für allgemeine Wohlfahrtspflege. [...] Die Debatten zogen sich weiter hin. Auch Mitte Juni 1928 stand Königsberg ohne Haushaltsplan da. Die Stadtverordneten stimmten daher für eine Auflösung des Stadtparlaments und für die Ausschreibung von Neuwahlen. Das Staatsministerium stimmte dem jedoch nicht zu. Ende des Jahres kamen endlich einige kleine Vorlagen zum Abschluss. Das Resümee der Königsberger Allgemeinen Zeitung für das Jahr 1928 blieb zwiegespalten: Das Jahr 1928, das nun abgeschlossen hinter uns liegt, muss als kommunalpolitisch besonders wichtig für unsere Vaterstadt angesehen werden. Stehen wir doch gegenwärtig trotz aller wirtschaftlichen Nöte und Schwierigkeiten ohne Zweifel in einer Ära des

Aufbaus, der Fortentwicklung, der Modernisierung unseres äußeren Lebens auf den Gebieten des Bauwesens, der Wohlfahrtsfürsorge, der äußeren Ausgestaltung des Stadtbildes, der Verbesserung und der neuzeitlichen Ausgestaltung des Verkehrswesens. Gewiss, es verlohnt nicht, ein Loblied auf das alte Jahr zu singen, es dürfen die Rückschläge auf manchen Gebieten nicht übersehen werden, es darf die traurige Tatsache nicht außer Acht gelassen sein, dass zum ersten Mal seit vielen Jahrzehnten die Stadtgemeinde Königsberg ein Wirtschaftsjahr durchlebt hat, ohne die Vorbedingung eines geregelten Wirtschaftsbetriebes zu besitzen, nämlich einen städtischen Haushaltsplan. Auch im folgenden Jahr fand die Stadtverordnetenversammlung kaum noch zu einem Konsens. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung bildete eine Debatte über die Entlohnung von Fürsorgearbeitern, die zeigt, dass auch die parlamentarische Disziplin Anfang der 1930er Jahre bereits zusammengebrochen war. Die kommunistische Fraktion wollte, dass sie bei Regenwetter die für sie zuständige Unterstützung erhielten und ihnen die Winterbeihilfe des Wohlfahrtsamtes zukam. Fürsorgearbeiter der Königsberger Werke sollten als anständige Arbeiter beschäftigt werden. Magistratsrat Schulz erwiderte, dass einige Fürsorgearbeiter nicht ihre Arbeit vollziehen. Die Stellungnahme des Magistrats wurde jedoch ständig von Zwischenrufen der Kommunisten gestört. Der stellvertretende Stadtverordnetenvorsteher Legatis versuchte durch dauernde Klingeltöne wieder Ruhe in den Junkersaal zu bekommen. Auf einmal sprang ein kommunistischer Stadtverordneter auf,

packte den Magistratsdezernenten an der Kehle und ohrfeigte ihn. Oberbürgermeister Lohmeyer und Legatis versuchten vergeblich, den aufgebrachten Mann abzudrängen. Weitere Kommunisten sprangen hinzu und es entstand eine Saalschlägerei. Magistratsbaurat Mast blutete im Gesicht. Mehrere Polizeibeamte betraten den Saal und versuchten den Streit zu schlichten. Kommunistische Stadtverordnete riefen ihnen Schimpfworte und Drohungen zu. Auch aus dem Zuschauerraum ertönten Zwischenrufe. Die Sitzung wurde abgebrochen. Auch die Sitzung vom 17. Dezember 1930 wurde durch Steinwürfe von der Straße gestört.

In dieser Zeit vollzog sich auch der Aufstieg der NSDAP. Noch bei den Reichstagswahlen am 20. Mai 1928 erlangte die NSDAP in Ostpreußen nur 0,8 Prozent der abgegebenen Stimmen. Damit lag sie deutlich unter dem Reichsdurchschnitt von 2,6 Prozent. Bis dahin wurde die politische Stimmung in Ostpreußen stark von der Entwicklung der Landwirtschaft bestimmt, in der 1933 noch 57 Prozent der Landesbevölkerung beschäftigt waren. Stärkste politische Kraft war bis dahin die rechtskonservative, verfassungsfeindliche und antisemitische DNVP, die mit unterschiedlichen Landwirtschaftsverbänden in Kontakt stand. Großgrundbesitzer, so eine verbreitete Meinung in Ostpreußen, hätten sich in einem unverhältnismäßigen Maße an der Ostpreußenhilfe bereichert und den Niedergang kleinerer Betriebe zu verantworten. Dies führte auch zu einem Bedeutungsverlust der verfassungsfeindlichen DNVP, die als stärkste politische Kraft in Ostpreußen die Vergabe von staatlichen

Zuschüssen zu verantworten hatte. Bei den Wahlen zum Provinziallandtag am 17. November 1929 erreichten die Nationalsozialisten bereits 4,3 Prozent der Stimmen. Bei den Wahlen zum preußischen Landtag am 24. April 1932 waren es sogar 45,6 Prozent, bei den Reichstagswahlen am 31. Juli 1932 sogar 47,1 Prozent der abgegebenen Stimmen, obwohl nur 1,9 Prozent der wahlberechtigten Bevölkerung Mitglied der NSDAP waren. Nichtsdestotrotz errangen die Nationalsozialisten in Ostpreußen Anfang der 1930er Jahre ihre größten Erfolge. Im Jahr 1933 war Ostpreußen wie eh und je das Land der Wälder und Seen und ihre Bewohner gingen ihren landwirtschaftlichen Tätigkeiten nach. Durch den politischen Wechsel in Berlin fand aber auch in Ostpreußen ein Elitenaustausch statt. Die Monopolherrschaft der konservativen aristokratischen Eliten war gebrochen und Menschen aus sozial minderbemittelten Schichten erhielten aufgrund ihrer Parteizugehörigkeit die Chance zum sozialen Aufstieg. Noch im gleichen Jahr konzipierte die Reichsregierung den „Ostpreußenplan“, der der Provinz einen bis dahin nicht dagewesenen Aufschwung bescherte. Die Landwirte profitierten durch eine Absatzgarantie mit festen Abnahmepreisen. Günstige Kredite und Entschuldungsprogramme verbesserten ihre finanzielle Lage und ermöglichten den Neubau und die Modernisierung landwirtschaftlicher Betriebsgebäude und die Einführung neuer Techniken. Dank der Arbeitsdienstpflicht konnte das totalitäre System auf billige Art und Weise zehntausende von Arbeitslosen zur Realisierung umfassender Bauvorhaben einsetzen. Zwischen

1932 und 1938 entstanden auf diese Weise allein im Kreis Ortelsburg 10.000 Hektar neue Wiesenfläche. Die Milchproduktion stieg in fünf Jahren von 8 Millionen (1934) auf 28 Millionen Liter (1939). Das mittelständische Gewerbe in den Kleinstädten profitierte von der erhöhten Kaufkraft der Landwirte. Die Steuereinnahmen der Kommunen nahmen zu und ermöglichten neue Investitionen, die der Verbesserung der Infrastruktur zu Gute kamen.

Während die NS-Diktatur für einen Großteil der ostpreußischen Bevölkerung eine materielle und wirtschaftliche Aufwertung des eigenen Lebens bedeutete, wurden politische und ideologische Gegner von den Nationalsozialisten mit aller Härte verfolgt. 1933 wurde die Zentrale der sozialdemokratisch geprägten Königsberger Volkszeitung, das „Otto-Braun-Haus“ in Königsberg, zum Hauptquartier der SA. Hunderte von Sozialdemokraten und Kommunisten wurden

verhaftet. Im März erlag Kinoverwalter Max Neumann den Misshandlungen, die die SA ihm einige Tage zuvor beigebracht hatten. Wie in jeder Klein- und Großstadt Deutschlands stellten Terror, Plünderungen, Brandstiftungen und körperliche Gewalt Alltagsphänomene in Ostpreußen dar. 1938 wurde das endgültige Berufsverbot für jüdische Ärzte und Rechtsanwälte verhängt – und damit ihr beruflicher Ruin besiegelt. Am 10. November 1938 brannten Ostpreußens Synagogen. In Königsberg wurden 450 Juden verhaftet und misshandelt.

Die außergewöhnlichen Wahlerfolge der Nationalsozialisten in Ostpreußen sind auf den Wunsch nach wirtschaftlicher Genesung und politischer Sicherheit ihrer Bewohner zurückzuführen. Dies wird schon seit mehreren Jahren in der Historiographie Ostpreußens von verschiedener Seite betont und eine Revision im Hinblick auf eine differenziertere Betrachtungsweise gefordert.

Dr. Andreas Kurt Borm, Studienrat für Mathematik, Informatik und Geschichte an der integrierten Gesamtschule in Wörth, Studium in Heidelberg, Greifswald und Mainz, geboren am 19.07.1981 in Neustadt/Weinstr., familiäre Wurzeln in Tilsit und Allenstein.

Die neue Zeit

Von Arno Surminski

Im Sommer des Jahres 1928 war von der neuen Zeit noch nichts zu sehen. Die hielt sich versteckt hinter dem Waldrand, lauerte jenseits der Roggenfelder, wagte nicht, in Kalischken anzuklopfen. Sie hatte auch keine Späher ausgesandt, die neue Zeit. Es gab keine Litfaßsäulen, auf denen sie sich breitmachte, keine Fahnenräger führten sie auf dem Dorfplaster vor, sie

klebte nicht einmal am Schwarzen Brett des Bürgermeisters. Kurzum: es gab keine neue Zeit! Und es bestand wenig Aussicht, dass sie eines Tages aus dem Teich, aus den Kornfeldern oder Kartoffeläckern hervorkriechen könnte. Nein, die neue Zeit musste aus der Ferne kommen, aus Königsberg oder Berlin ... wenn sie überhaupt nach Kalischken kommen wollte.

Das geschah im Erntemonat August, als die Gutsknechte den Hafer einbrachten. Gut Kalischken besaß zwei Herren. Der eine, asthmatisch und alt, ritt täglich über seine Äcker. Begann den Spazierritt um die Kleinmittagszeit im Krug. Schlug dort mit der Reitgerte gegen die Fensterscheiben und ließ sich eine Tüte Kandiszucker aufs Pferd reichen. Weiter ritt er den Mühlenweg hinauf, streute unterwegs hier und da Zuckerstücke in den Dreck, in dem die Kinder spielten. Erreichte schließlich die Mühle. Sagte dem Müller, wie der Wind wehen wird. Trabte weiter zum Grab an der Chaussee, zog die Mütze und verharrete ein Vaterunser lang vor dem einzigen Toten, den Kalischken im August 1914 zu beklagen gehabt hatte. Sprengte von dort auf das Feld, auf dem die Knechte Hafer ernteten, suchte eine Anhöhe, um die Ernteschlacht von Kalischken zu überblicken. Oberster Kriegsherr über alle Sensen, Forken und Ladebäume. Wenn die Kinder aus der Schule kamen, ritt der alte Herr wieder in Kalischken ein. „Guten Tag, gnädiger Herr!“ riefen die Kinder und balgten sich um die restlichen Zuckerstücke, die er auf das Dorfplaster schüttete.

Der andere Herr des Gutes Kalischken wurde in jenem denkwürdigen Sommer erwachsen. Er lebte in Königsberg und lernte Dinge, von denen in Kalischken kein Mensch je etwas gehört hatte. Dort nun in der großen Stadt war dem jungen Herrn die neue Zeit begegnet, hatte sich an ihn gehängt, ließ ihn nicht los, ergriff ihn, wie der Schüttelfrost einen kranken Menschen ergreift. Als er sich aufmachte, um zu Pferde von Königsberg nach Kalischken in die Sommerferien zu reiten (mit gehörigen

Pausen, versteht sich), nahm er die neue Zeit mit. Er wickelte seinem Fuchswallach eine bunte Bauchbinde um das Fell, klebte an beide Seiten des Pferdeleibes die neue Zeit: das rote Tuch mit dem weißen Kuller und dem schwarzen Hakenkreuz. So ritt er durch die Dörfer, denn man muss sie vorzeigen, die neue Zeit, muss sie unter die Leute bringen, damit die Menschen sich an ihren Anblick gewöhnen und später nicht erschrecken, wenn sie plötzlich da ist. Wo immer der junge Herr erschien, liefen die Kinder zusammen. Sie fragten, ob es Zirkus gebe oder was es auf sich habe mit dem schönen bunten Tuch zu beiden Seiten des Pferdeleibes. Doch der junge Herr schwieg, verteilte keine Flugblätter, hielt auch keine Reden unter der Dorflinde: die neue Zeit ritt schweigend durch das Land.

Und sie kam so gegen Abend und ziemlich müde und erschlagen in Kalischken an. Ritt erst einmal über den Haferschlag, wo die Knechte die letzten Fuder aufstakten. Die Männer stießen ihre Forken in die Erde und blickten verwundert zu dem bunten Reiter.

„Ist das nicht unser junger Herr?!“ rief der Tagelöhner Rogall. „Was bringt der für bunte Kodder aus der Stadt mit?“

Sie versammelten sich um den Reiter und betrachteten das bunte Tuch.

„Das ist die Fahne des neuen Deutschlands!“ rief der junge Herr über ihre Köpfe hinweg. „Seht sie euch gut an, bald wird sie über allen Häusern flattern!“

Donnerwetter, wer hätte das gedacht! Tagelöhner Rogall ging hin und befühlte das Tuch, tastete vor allem die schwarzen Kreuze ab. Sie waren

durchgeschwitzt von der weiten Reise; aber alles was recht ist, ordentlichen Stoff besaß die neue Zeit, haltbar und kräftig, auf tausend Jahre angelegt.

So zog die neue Zeit in Kalischken ein. Die Gutsknechte folgten ihr mit Forken auf den Schultern. Kinder rannten ihr entgegen. Hunde schlugen an. Alte Weiber traten besorgt vor die Haustür. „Mein Gott, so viel Rot!“

Aber zum Glück ist auch ein Kreuzche dabei. Mittendrin. Ein Kreuz, wie es unser Herr Jesus getragen hat, nur ein paar Haken dran. Aber immerhin: ein Kreuz.

Auf der Dorfstraße trafen sich die beiden Herren von Gut Kalischken. Man kann auch sagen: die alte und die neue Zeit prallten mit den Köpfen zusammen!

„Auf Gut Kalischken hat dieser Lappen nichts zu suchen!“ sprach der alte Herr. Lauter, als er sonst in Kalischken zu sprechen pflegte. „Vor dieser Fahne wirst du eines Tages knien, Vater!“

„Ausspucken werde ich!“ schrie der alte Herr und ließ die Reitpeitsche durch die Luft sausen. Scheute nicht davor zurück, seinen erwachsenen Sohn zu verprügeln. Und das vor den Knechten, den Weibern und Kindern. Zeichnete mit der Peitsche Striemen auf seinen Arm, traf auch das Fahnentuch, das heilige Tuch der neuen Zeit, und machte das Pferd mit seinen Schlägen wild.

Einen so gewaltigen Zusammenprall der Zeiten hatte Kalischken noch nicht erlebt. Die Frauen riefen ihre Kinder ins

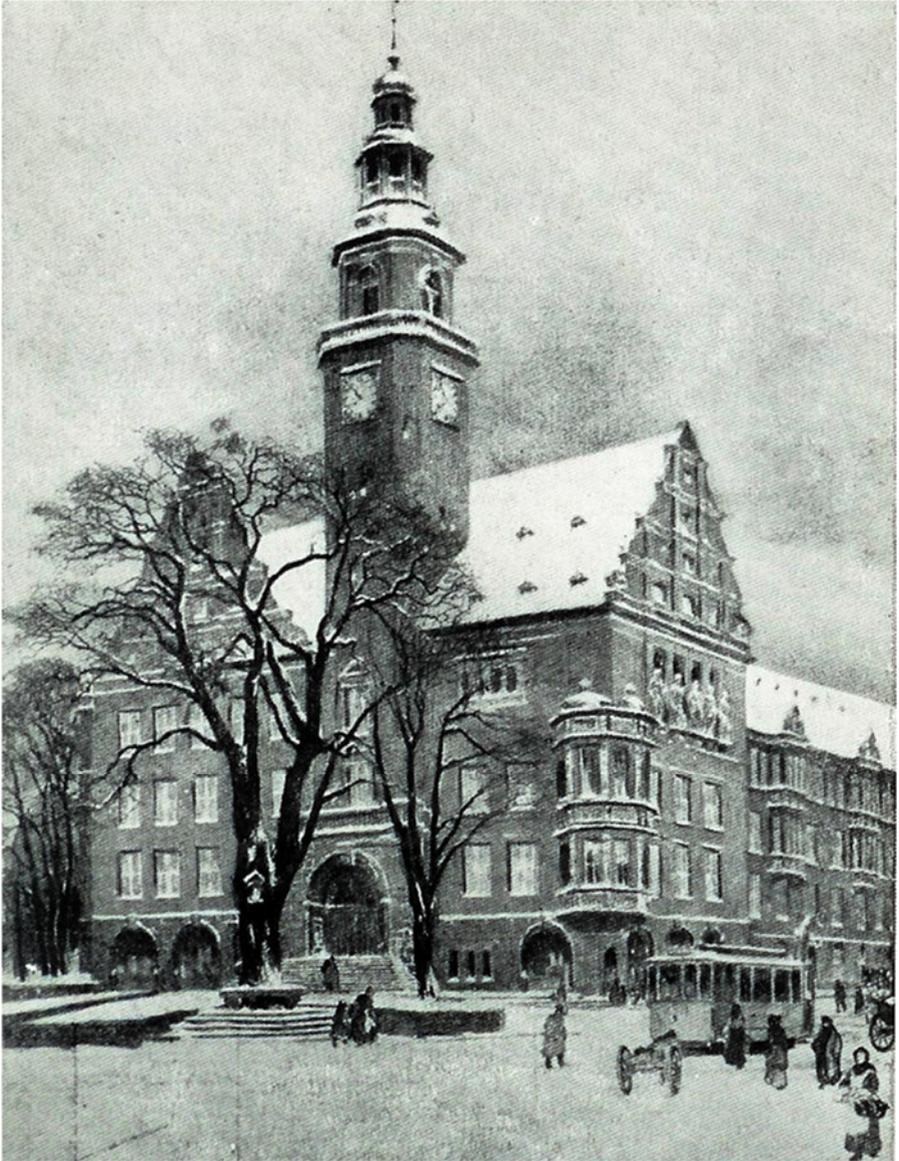
Haus, die Knechte standen ratlos auf der Dorfstraße. Der Fuchswallach des jungen Herrn bäumte sich auf, jagte davon, nahm Reiter und Fahne mit, gab erst Ruhe vor dem Wasser des Dorfteiches, denn das Tier war durstig von der beschwerlichen Reise. Zitternd vor Wut, ritt der junge Herr das Pferd in die Tränke, ritt hinein in das Entenkraut und die Schilfstengel, bis das Wasser das Fahnentuch erreichte.

Alle sahen, wie das Tier plötzlich einen Rappel bekam, ganz unsinnig mit den Vorderhufen schlug, im dreckigen Teichwasser untertauchte, sich wälzte, die Beine nach oben kehrte ... Was ist nur mit dem Wallach los? Der junge Herr watete zum Ufer, bedeckt mit grünem Entenkraut, das an seiner Kleidung hing und in seinem Haar klebte. Wo aber war die neue Zeit geblieben? Keine Spur mehr von ihr. Das Tier hatte sie sich vom Leib gerissen und in den Schlamm getreten. So sehr die Knechte auch mit Stangen und Forken nach ihr fischten, die neue Zeit war im Entenkraut von Kalischken untergegangen. Das Tuch blieb verschwunden, tauchte auch im Herbst nicht auf, als der Teich zum Fischen abgelassen wurde. Nur die Kinder des Tagelöhners Rogall bekamen rote Kleidchen mit schwarzem Saum und weißen Ärmeln, die so hübsch leuchteten im herbstlich grauen Kalischken.

So wurde der erste Ansturm der neuen Zeit auf Kalischken abgeschlagen. Fünf Jahre später meldete sie sich wieder. Und da gab es kein Halten mehr.

Wie ich als 15-Jähriger das Kriegsende in Allenstein erlebte

Von Hans Puschmann



Am 21.11.1929 wurde ich in Goldap, ca. 30 km von der damaligen litauisch-polnischen Grenze, geboren. Goldap erhielt das Stadtrecht im Jahre 1565 und hatte damals 12.000 Einwohner. Meine Eltern und meine 4 Jahre ältere Schwester sollen sich über den Nachwuchs sehr gefreut haben, wie mir berichtet wurde. Ich besuchte dort 4 Jahre die Volksschule und danach 3 Jahre die Oberrealschule und denke gerne an diese Zeit zurück.

Mein Vater, der in Breslau Agrarwissenschaft studiert hatte, sollte ursprünglich von seinem Vater, einem Breslauer Großkaufmann, einen größeren Bauernhof in Ostpreußen erhalten, was sich aber wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage zerschlug. So kam er nach Goldap und wurde Geschäftsführer beim Landwirtschaftsverband in der Abteilung Umschuldung. Meine Mutter wuchs in Deutsch-Eylau in Westpreußen auf, wo ihre Eltern ein Mehrfamilienhaus besaßen. Gerne erinnerte sie sich an die Aufenthalte bei ihren Großeltern Ludwig und Maria Graeper, die das Gut Luisenhof im Kreis Köslin in Pommern bewirtschafteten und besonders an ein zugelaufenes Rehkitz, das dort frei herumstrolchen durfte und mit dem sie häufig spielte.

Im Jahre 1942 wurde mein Vater nach Allenstein versetzt. Für uns war es eine fremde Stadt, in der wir niemanden kannten und auch keine Bauern hatten, die uns wie in Goldap mit Lebensmitteln hätten versorgen können. So mussten wir uns mit dem begnügen, was wir auf Lebensmittelkarten kaufen konnten. Es war wenig genug, aber es herrschte ja Krieg. Von 1942 bis Ende 1944 besuchte ich die Kopernikussschule in Allenstein. Da die

Schüler der höheren Klassen bereits Soldaten oder Luftwaffenhelfer waren, wurden im Herbst 1944 auch jüngere Jahrgänge zum Arbeitseinsatz eingezogen. Nun sollten auch wir unsere Heimat verteidigen und wurden zum Bau von Panzer- und Schützengräben eingesetzt. Mit der Eisenbahn brachte man uns in die nähere Umgebung, wo wir auf einzelne Bauernhöfe verteilt wurden. Geschlafen wurde in der Scheune im Stroh.

Am frühen Morgen marschierten wir in geschlossenen Kolonnen mit einem Lied auf den Lippen und dem Spaten auf der Schulter zum Einsatzort. Jedem von uns wurde ein Abschnitt zugewiesen, der bis zum Abend als Panzer- oder Schützengraben ausgehoben werden musste. Die Schützengräben wurden später sorgfältig getarnt. Am Abend gingen wir dann in einzelnen Gruppen zurück. Zum Essenempfang stellten wir uns mit dem Kochgeschirr vor der sog. Gulaschkanone auf. Bei unserem großen Hunger schmeckte das Essen immer. Anschließend reinigten wir unsere Spaten und stellten sie in einer Pyramide zusammen. Erschöpft verschwanden wir danach in der Scheune.

In unserer Nähe befand sich ein großer Feldflugplatz mit vielen einsatzbereiten Flugzeugen, die aber nicht starten konnten, weil kein Flugbenzin vorhanden war. Eines Tages, nachdem wir unser Tagessoll erfüllt hatten und zum Dorf zurückmarschierten, kam mir der Gedanke, ein Flugzeug, das in der Nähe unserer Scheune stand, etwas genauer in Augenschein zu nehmen, obwohl es verboten war, zu den Flugzeugen zu gehen. Als sich die meisten von uns zum Schlafen in

die Scheune zurückgezogen hatten und ich niemanden entdeckte, der mich hätte verraten können, setzte ich mich in Richtung Flugzeug in Bewegung. Schnell kroch ich auf allen Vieren durch das hohe Gras. Als ich unter dem Flugzeug, einer JU 88, anlangte, öffnete ich die untere Einstiegsklappe und stieg in das Flugzeug. Vom Pilotensitz aus begutachtete ich die Kabine mit ihren zahlreichen Maschinengewehrgruten. Es war ein tolles Gefühl, mit meinen 14 Jahren in einem Kampfflugzeug zu sitzen. Als ich mich versichert hatte, dass keine Wachmannschaft in der Nähe war, verschwand ich schnell und erreichte unentdeckt unsere Scheune. Den anderen durfte ich natürlich nichts von meinem Abenteuer erzählen. Einige Tage später versuchte ein anderer Junge, zu einem Flugzeug zu gelangen. Er wurde erwischt und erhielt von der angetretenen Mannschaft eine Strafe. Ich war heilfroh, dass mir das nicht passiert war.

Nach längerem Einsatz und der Fertigstellung der Panzergräben, die aber die Russen bei der Eroberung von Ostpreußen nicht aufgehalten haben, kamen wir zurück nach Allenstein. Die Lust zum Lernen war uns vergangen, da wir hörten, dass die Russen bereits an der ostpreußischen Grenze standen. Während der Schulpausen handelten wir mit Munition und Pistolen, die unsere Väter aus dem Krieg mitgebracht hatten. Auch ich hatte mir eine Pistole und 50 Schuss Munition besorgt. Keiner kümmerte sich um unseren Waffenbesitz. Die Koppelnikusschule wurde geschlossen und zum Lazarett umgebaut. Wir zogen in das Theater „Tredank“ um, in dessen Schmink-

und Umkleideräumen wir unterrichtet wurden. Einmal fiel der Strom aus, denn wir hatten einen Kurzschluss verursacht. An einem anderen Tag wurde durch unser Zutun die Klasse überschwemmt. Wir saßen oben auf den Bänken, aber der Unterricht ging weiter. Vor einer Lateinarbeit ging die Klasse geschlossen ins Kino. Am nächsten Tag versuchte der Direktor herauszufinden, wer für diesen Streich verantwortlich war. Wir mussten einzeln zu ihm kommen und wurden verhört. Wir hielten aber alle dicht und so veranlasste er, dass alle Schüler einen „Blauen Brief“ bekamen, woraus wir uns allerdings sehr wenig machten.

Im Oktober und November 1944 kamen die ersten Flüchtlinge aus Goldap, da die Russen bereits vor der Stadt standen. Gauleiter Koch hatte angeordnet, dass keine Stadt geräumt werden und niemand fliehen durfte, denn Ostpreußen sollte unbedingt gehalten werden. Meine Schwester, die auf die Luisenschule ging und 1944 das letzte Abitur in Allenstein machte, wurde vom Bund deutscher Mädchen zum Arbeitseinsatz aufs Land geschickt. Dort unterrichtete sie in einem Dorf an der Volksschule. Die Luisenschule wurde auch geschlossen und als Lazarett eingerichtet. Als dann der Unterricht endgültig ausfiel, da die Front immer näher kam, meldeten sich meine Mutter und ich als freiwillige Helfer im Lazarett in der Luisenschule an. Wir wurden zum Küchendienst eingesetzt.

Weihnachten 1944 konnten wir noch zusammen mit unserem Vater feiern, der aber schon den Marschbefehl hatte, sich bei seiner Einheit in Goldap zu melden. Als er an der Front ankam,

war seine Kompanie bereits zerschlagen und er wurde zur Festung Königsberg abkommandiert. In der Festung wurde er beim Auffangstab „Würdig“ eingesetzt, bei dem die zurückflutenden Soldaten wieder in neue Einheiten aufgestellt wurden. Während der Kämpfe um Königsberg hat mein Vater Briefe an uns geschrieben, die an meine Tante in Berlin adressiert waren. Diese Post konnte er noch Flüchtlingen mitgeben. Wir haben die Briefe aber erst im September 1946 bekommen, nachdem wir Ostpreußen verlassen mussten. Mein Vater ist bei den Kämpfen um Königsberg gefallen.

In dem Buch von General Lasch „So fiel Königsberg“ wird auf Seite 57 der Aufstellungsstab Würdig erwähnt und die Kämpfe in der Stadt beschrieben. Bereits am 22.10.1944 besetzten die Russen Goldap, wurden aber von den Deutschen nach schweren Kämpfen zurückgeworfen. Am 21.01.1945 besetzten die Russen die Stadt endgültig und zerstörten sie zu 80 Prozent. Das Standesamtsregister, das der Standesbeamte aus Goldap, Stadtinspektor Steffen, bei der Flucht bis Rößel mitgenommen hatte, musste er zurücklassen, da keine Fahrzeuge zur Verfügung standen.

Der wachhabende Offizier des Lazarettes in der Luisenschule teilte uns mit, dass wir jetzt kurz vor dem Einmarsch der Russen zum Personal gehörten und wir bei einer Verlegung der Verwundeten mitgenommen würden. Ich sollte mit 15 Jahren eine Waffe bekommen und die Stadt verteidigen.

Am 21.01.1945 drangen die ersten russischen Panzer in Allenstein ein. Die Kämpfe um die Stadt waren gering. Ein Abtransport der Verwundeten war nicht mehr möglich. Es kam

der Befehl: „Rette sich wer kann“. Viele der Verwundeten konnten ihr Bett nicht verlassen, andere hatten keine Winterbekleidung. Auf den Straßen lag hoher Schnee und die Temperatur betrug ca. minus 25 Grad. Wir hatten für die Flucht schon etwas vorgesorgt. Zu Weihnachten erhielt ich als Geschenk ein Paar Ski. Die Ski, die noch aus Holz bestanden, habe ich mit mehreren kurzen Hölzern im Abstand von 50 cm zusammengenagelt, so dass ich einen breiten Schlitten erhielt. Alle Sachen, die uns damals wichtig erschienen, packten wir in einen großen Sack und legten ihn auf die Ski. So konnte man ihn gut im Schnee ziehen. Bevor wir mit dem Gepäck aufbrachen, setzten wir uns um den Küchentisch und überlegten lange, ob wir fliehen oder den Gasahn aufdrehen und uns das Leben nehmen sollten. Wir hatten von so vielen Grausamkeiten der Russen gehört. Schließlich entschlossen wir uns doch für das Weiterleben. Keiner von uns ahnte, was für schreckliche Dinge uns erwarteten. Wir räumten also die Küche auf und machten alles sauber, denn wir hofften auf eine baldige Rückkehr in unsere Wohnung.

Ich trug eine lange Hose und darüber eine kurze Lederhose mit einem Latz, in den ich meine Pistole und die Munition steckte. Auch ich wollte meine Heimat verteidigen.

Meine Schwester, die zum Schuldienst in einem Dorf eingesetzt war, ist eine Woche vor dem Einmarsch der Russen krank geworden und gegen den Befehl, die Schule im Dorf nicht zu verlassen, doch nach Allenstein gekommen und konnte sich von einem Arzt behandeln lassen. Um im Dorf zum Bahnhof zu gelangen,

musste ein Bauer seine Pferde vor einen Schlitten spannen, denn bei dem Schneefall konnte man nicht zu Fuß zum Bahnhof gehen. Alles musste heimlich gemacht werden, denn ihre Vorgesetzte durfte es nicht erfahren. Wir zogen mit unserem Gepäck und unserem kleinen Hund, einem Malteser, am Lazarett vorbei. Helfen konnten wir nicht mehr, ahnten aber auch nicht, welch schreckliches Ende die Verwundeten erwartete. Wie wir später hörten, wurden viele von den Russen erschlagen.

Nach großen Anstrengungen erreichten wir den Bahnhof. Dort warteten viele Leute bereits auf einen Zug. Endlich kam ein Transportzug mit vielen Viehwaggons an. Er sollte Soldaten aus dem Bereich Goldap mitnehmen, doch die gab es nicht mehr. Die Türen wurden geöffnet und wir stürmten die Waggons, denn alle wollten mit. Das große Gepäck mussten wir draußen lassen. Wir setzten uns dicht zusammen auf den Boden und wickelten uns gegen die Kälte in Decken ein. Es war eisig kalt. Die Türen wurden geschlossen. Wir waren froh, in dem Zug zu sitzen und nahmen an, dass er bald abfahren würde und wir den Russen entkommen konnten. Die Nacht brach herein und es wurde wild geschossen. Zum Glück erhielt unser Waggon keinen Treffer. Ein Mann lief im Dunkeln zur Lokomotive um zu sehen, warum der Zug nicht abfährt. Er kam mit der Nachricht zurück, dass der Zugführer erschossen worden war. Im Morgenrauen öffneten wir die Tür, und die Russen stürmten mit ihren Pferden auf den Zug. Die Soldaten schossen aber nicht auf uns. Wir mussten den Zug schnell verlassen unter Zurücklassung der großen Gepäckstücke. Bevor ich

aus dem Zug stieg, hatte ich bereits meine Pistole und die Munition fortgeworfen.

Wir verließen mit unserem kleinen Handgepäck in Windeseile den Zug und liefen um unser Leben. Nur fort von den Russen. Aber wohin sollten wir gehen, denn der Weg zu unserer Wohnung in der Kronenstraße am Rathaus war zu weit und dort waren bestimmt überall Soldaten.

Wir schlossen uns einem Pulk von fremden Leuten an und landeten auf dem Moltkeplatz im Haus Nr. 1. Die Leute strömten in die dunklen Keller, um sich zu verstecken. Wir setzten uns in dem Kellerraum auf den Boden und warteten, was weiter geschehen würde. Es dauerte nicht lange und die ersten Russen kamen mit brennenden Kerzen in den dunklen Keller. Da sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnten wir die Russen früher sehen als sie uns. Die Spannung wuchs und wir verhielten uns ganz ruhig, auch unser Hund. Als die Russen uns im Schein der Kerzen erkannten, riefen sie laut auf Russisch „Hände hoch“. Vor Angst schrien wir laut, doch die Russen ließen sich nicht abschrecken und verlangten erst „Uri, Uri“, und dann wurden mehrere Frauen mit der Aufforderung „du Frau komm“ mit Gewalt mitgenommen. Meine Schwester hatte sich ein Kopftuch umgebunden und die schwarze Salbe, die sie vom Arzt erhalten hatte, in das Gesicht geschmiert. Sie sah schrecklich und alt aus. So entging sie dem Furchtbaren. Wir konnten uns im Keller etwas Essen besorgen, da in einigen Kellerräumen Weckgläser mit Eingemachtem standen. Ein Russe brachte uns einmal eine Schüssel mit Zucker und bemerkte, er sei kein

Kommunist, sondern er käme aus der Ukraine. Am Tag darauf nahm uns ein anderer Russe den Zucker wieder weg. Wir trauten uns nicht, auf die Straße zu gehen, denn man hörte, wie die Russen die Wohnungstüren einschlugen und plünderten.

Es ist mir nicht bewusst, wie lange wir im Keller saßen. Da wir keine Uhren hatten, konnten wir uns auch zeitlich in dem dunklen Keller nicht orientieren. Mehrmals haben die Russen mit Gewehren Frauen aus dem Keller geholt. Wir hatten kein Wasser, kein Licht und auch keine Toilette. Wir holten uns Schnee aus dem Vorgarten und ließen ihn langsam auftauen, da wir ja auch kein Feuer anmachen konnten. Eines Tages schlich ein Schäferhund zu uns in den Keller, der total ausgehungert war. Er wurde von mir gefüttert und hat sich mit unserem Hund angefreundet. Er hat mir bis zum Schluss die Treue gehalten.

Während wir im Keller saßen, hungerten und um unser Leben Angst hatten, haben sich mehrere Ärzte mit ihren Familien in Kortau, einem Vorort von Allenstein, auf dem Dachboden versteckt, wo sie von den Russen entdeckt und mit einer Hanfschnur aufgehängt wurden. Im Bereich des Lazarettes entdeckten die Polen nach dem Krieg mehr als 400 Gräber von verwundeten Soldaten und Krankenschwestern, die die Russen in der Zeit vom 22. bis 27. 1. 1945 im Lazarett getötet hatten. Zum Glück haben wir von diesen Morden erst später erfahren.

Schließlich gingen wir vorsichtig zur Tür und da wir keine Russen sahen, liefen wir alle aus dem Keller in den nächsten Hausflur und flüchteten in eine Wohnung im ersten Stock mit 3 Zimmern und Küche. Wir waren ca.

15 Personen. Alle Häuser in der Umgebung waren leer, doch wir beschlossen, in einer Wohnung zu bleiben, in der Hoffnung, dass wir dann besser geschützt sein würden. In unserem Raum waren 9 Personen, darunter ein älteres Ehepaar.

Unseren Umzug haben die Russen auch bald bemerkt, schlugen die Türen ein und stürmten in die Zimmer. Wir nahmen uns des Ehepaars Kurella an, da sie sich wegen ihres Alters keine Nahrung besorgen konnten. Die Geschäfte waren geplündert und man durfte auch nicht auf die Straße gehen, sonst wäre man sofort verhaftet worden. Ich schlich mich, nachdem ich die Straße beobachtet hatte und kein Russe in der Nähe war, in die nächsten Häuser. Die Türen waren von plündernden Russen alle aufgebrochen worden. In den Speisekammern suchte ich nach Nahrungsmitteln und musste mich dann mit der „Beute“ wieder zurückschleichen. Ständig horchte ich in den Wohnungen, ob kein Russe sich im Haus befand, denn es war für mich immer lebensgefährlich. Ich wäre sofort verhaftet worden. Die Freude war jedes Mal groß, wenn ich etwas Essbares mitbringen konnte. Im Nachbarzimmer lebte eine Mutter mit zwei Babys, die sie aber nicht ernähren konnte. Wir haben die verhungerten Babys bald neben der Haustür im Vorgarten begraben müssen. Auch das haben wir heimlich gemacht.

Eines Tages entdeckten wir bei uns Kopfläuse. Wir konnten uns ja kaum pflegen, da wir kein fließendes Wasser und keinen Strom hatten. Es fehlten auch die Mittel, um die Kopfläuse zu bekämpfen. Da kam jemand auf die Idee, die Läuse mit Spiritus zu vernichten. Doch auch den hatten wir

nicht. Auf meiner Suche nach Lebensmitteln in den fremden Häusern fand ich dann einmal Spiritus. Wir rieben die Haare damit ein und wickelten Verbandsbinden um den Kopf. Wir sahen zwar komisch aus, aber es hat geholfen.

Die Russen kamen am Tage und in der Nacht, schossen in die Decke, plünderten und holten sich Frauen. Damit sie nicht so einfach in die Wohnung eindringen konnten, habe ich die Wohnungstür mit Brettern vernagelt und ein Bügeleisenbrett aus Holz unter die Türklinke als Stütze geschoben. Auf die Türklinke legte ich einen Schusterdreibock aus Stahl. Darunter stellte ich leere Weckgläser. Wenn die Russen dann kamen und mit den Gewehrkolben gegen die Tür schlugen, fiel der Dreibock auf die Gläser und es gab einen großen Krach. Gleichzeitig fingen alle Bewohner an zu schreien. Einige Russen verschwanden, andere haben alles zerschlagen und drängten in die Wohnung hinein.

Von unserem Zimmer konnte ich auf den Moltkeplatz mit seinem Luftschutzgraben sehen, in dem einige Leichen von Zivilisten lagen, und auf den Feuerlöschteich, der mit Wasser gefüllt war. Morgens kamen die Russen aus ihren Quartieren mit Bechern oder kleinen Gefäßen, schöpften Wasser, nahmen einen großen Schluck, spülten sich den Mund damit, ließen dann das Wasser in die hohlen Hände laufen, um sich damit das Gesicht zu waschen. Wir wären froh gewesen, wenn wir uns wenigstens auf diese Weise etwas hätten erfrischen können. Keiner traute sich am Tage dort Wasser zu holen. Nachts

versuchte ich es manchmal, um wenigstens Trinkwasser zu haben, aber es war lebensgefährlich, denn die Russen verschleppten immer noch Zivilisten.

Beim Ausrauben der Bevölkerung hatte ein Russe wohl keine Uhr mehr bekommen können. Er drang mit Gewalt in unser Zimmer und verlangte eine Uhr. Da wir keine hatten, nahm er den jungen Hasenberg, 16 Jahre alt, der in unserem Zimmer lebte, mit und erklärte in Zeichensprache, wir sollten ihm eine Uhr geben, sonst würde er den Jungen erschießen. Beide verließen den Raum und im Hausflur hörten wir einen Schuss und danach war alles still. Die Mutter schrie vor Verzweiflung nach ihrem Sohn. Eine Frau aus dem Nebenzimmer holte aus einem Versteck in ihrer Kleidung eine Uhr und gab sie der Mutter. Diese eilte mit der Uhr in den Hausflur. Dort stand der Russe mit dem unversehrten Sohn, den er dann für die Uhr freigab. Die Russen hatten den Befehl, alle deutschen Männer und Frauen ab 15 Jahre zu verhaften und auf die Kommandantur zu bringen, um sie dann nach Russland zu verschleppen. Eines Tages stürmten Russen mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten in die Wohnung und verhafteten den jungen Hasenberg und mich. Wir durften nur eine Decke mitnehmen, die wir aufrollten und uns um die Schulter hängten.

Meine 19-jährige Schwester hatte ich unter einer Couch so gut verbarrikadiert und versteckt, dass man sie nicht entdecken konnte, obwohl man sie gesucht hat. Eines Nachts wurde sie von einer Frau, die von den Russen bedrängt wurde, verraten. Der Russe

hatte im Zimmer mehrmals in die Decke geschossen und wir zitterten vor Angst. Er hat meine Schwester aber nicht gefunden. Da es in dem Raum so eng war, musste ich auf einem Bügelbrett aus Holz schlafen.

Wir beide Jungens wurden nach einem kurzen Abschied von unseren Müttern von den Russen abgeführt. Wir mussten damit rechnen, dass es ein Abschied für immer war. Man führte uns über den Moltkeplatz zu einem Innenhof und dann zwei Etagen hoch in eine möblierte Wohnung, in der sich bereits 10 Frauen befanden. Es herrschte großes Schweigen und große Angst, denn wir wussten nicht, was mit uns geschehen würde. Nach einiger Zeit holte man mich heraus und ich musste im Hof eine Garage säubern, die als Toilette benutzt worden war. Da es kein Wasser in der Leitung gab, konnte man die Toiletten auch nicht benutzen.

Aus dem Nachbarkeller hörte ich deutsche Stimmen und Schreie. Ich konnte ihnen nicht helfen und durfte mich auch nicht bemerkbar machen. Stunden vergingen; dann wurden wir auf den Hof geführt. Dort mussten wir uns in Zweierreihe aufstellen. Wir waren jetzt 18 Frauen und zwei Jungen. Von russischen Soldaten mit Gewehren im Anschlag wurden wir dann abgeführt. Der Weg führte uns am Rathaus und an der Hauptpost vorbei bis zum Fluss, wo eine Villa stand. Man trieb uns in einen großen Raum, in dem bereits ca. 60 bis 70 Personen waren. Im Raum gab es keine Stühle und so wurden wir gezwungen, uns auf den Boden zu setzen. Während der ganzen Zeit gab es nichts zu essen oder zu trinken. Der Raum befand sich zu ebener Erde und

wie ich feststellte, konnte man das Fenster öffnen. Sofort kam mir die Idee, durch das Fenster zu fliehen und so schnell wie möglich zu verschwinden. Eine Zeitlang habe ich die Straße und die gegenüber liegende Hausruine beobachtet. Da entdeckte ich einen Russen mit einem Gewehr, der auf einem Stuhl saß und unser Haus bewachte. An eine Flucht durch das Fenster war nicht mehr zu denken.

Es wurde Nacht und im Raum war es dunkel. Nachts wurden die Verhöre auch weiter durchgeführt. Von Zeit zu Zeit kam ein Russe und führte eine Person zum Verhör ab. Ich saß auf dem Boden als ein Russe mit einer brennenden Kerze und einem langen Säbel auf mich zukam, mit dem Säbel auf mich zeigte und fragte, wie alt ich sei. Ich überlegte nicht lange und antwortete „13 Jahre“. Der Russe glaubte mir nicht und ich musste aufstehen. Nach langem Überlegen hatte er doch Zweifel und ließ mich stehen und nahm einen anderen mit. Vielleicht wollte er mich bei Tageslicht noch einmal sehen. Der Junge Hasenberg wurde auch zum Verhör geholt und ich habe ihn nie mehr gesehen. Insgesamt sollten nach späteren Schätzungen bis zu 8.000 Personen aus Allenstein und dem Landkreis in die Sowjetunion verschleppt worden sein, von denen nur etwa 15 Prozent lebend zurückkamen. Der Tag brach an und vor dem Eingang hörte ich eine deutsche Stimme, die nach einem Ehepaar rief, welches er abholen wollte. Ich schaltete sofort und dachte mir, der Abholer hat bestimmt ein Dokument und wenn der Wachposten nicht lesen kann, hast Du eine Chance. Schnell schloss ich mich dem Ehepaar an und tat so, als

wenn ich dazu gehörte. Die Leute schauten mich zwar erstaunt an, sagten aber nichts. Beim Wachposten erklärte ich in Zeichensprache, dass ich dazu gehöre. Er war wahrscheinlich auch davon überzeugt und ließ mich mit durch die Sperre. Er konnte das Dokument wohl nicht lesen. Auf der Straße bedankte ich mich bei dem Ehepaar, dass sie mich nicht verraten hatten. Das Ehepaar ging zur Kommandantur in der Post. Die Russen dort konnten bestimmt lesen. Ich schlich mich in eine Ruine und beobachtete die Straße und als alles frei war, lief ich zu den nächsten abgebrannten Häusern. So gelang es mir bis zum Moltkeplatz zu kommen. Von dort konnte ich schon unser Haus sehen und freute mich auf ein Wiedersehen. Aus einer Seitenstraße kam ein altes Ehepaar, das für die Russen uninteressant war. Ich lief zu ihnen und bat sie, mich bis zur anderen Seite des Platzes in ihren Schutz zu nehmen. Die Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Russe hinter mir, den ich nicht gesehen hatte, auf Russisch laut schrie „Hände hoch!“. Diese Worte kannte ich schon und ich blieb wie versteinert stehen. Der Russe führte mich dann, das Gewehr im Anschlag, ab. Zu meinem Entsetzen wurde ich wieder auf den Innenhof geführt, wo ich am Tag vorher schon einmal war. Ich wurde einem Dolmetscher im Offiziersrang übergeben, der mich auf Deutsch ansprach. In diesem Augenblick kam ich auf eine gewagte Idee. Es ging um mein Leben und ich war ja erst 15 Jahre alt. Ich erklärte ihm in Zeichensprache, in dem ich auf den Mund und die Ohren deutete, dass ich taubstumm bin und es durch eine Explosion dazu gekommen war.

Der Dolmetscher stutzte und deutete mir an, ich sollte vor ihm hergehen. Ich wusste genau, wohin ich gehen sollte, doch wenn der Dolmetscher auf Deutsch „nach rechts“ oder „links“ sagte, tat ich verwirrt und blieb stehen.

Endlich kamen wir in dem Zimmer an und ich setzte mich gleich auf einen Stuhl mit dem Rücken zur Tür. Der Dolmetscher tat so, als ob er den Raum verlassen würde und schlug die Tür zu. Ich blieb standhaft und drehte mich nicht um. Dann flüsterte er, keine Reaktion von mir. Schließlich hielt er mir die Pistole an die Schläfe und schrie mich an. Ich tat so als wenn ich jetzt erst etwas mitbekommen hätte, erschrak und drehte mich um. Er ist auf meine Reaktion hereingefallen, glaubte mir und verließ ohne etwas zu sagen den Raum. Nun war ich allein in dem Zimmer mit 10 Frauen, die schockiert waren und mich bemitleideten. Auch jetzt durfte ich nicht reden. Keine der Mitgefangenen sprach mich an.

Nach ca. zwei Stunden wurden wir auf den Hof geführt und mussten uns zu zweit aufstellen. Ich wusste, jetzt geht es wieder zu der Villa am Fluss und alles würde sich wiederholen. Ich fasste meinen Mut zusammen, trat aus der Reihe hervor, ging zu dem Offizier und dem Dolmetscher, die beide vor uns standen, und erklärte dem Offizier in Gesten, dass ich taubstumm sei. Der Offizier besprach sich mit dem Dolmetscher, kam auf mich zu, erhob die Hand, ich musste annehmen, er würde mich schlagen. Er schrie dann auf Russisch „Geh nach Hause“. Da ich schon zwei Tage nichts gegessen hatte, war ich sehr geschwächt, torkelte zur nächsten

Mauer, hielt mich einen Augenblick fest und verließ dann langsam den Innenhof. Jetzt kam erst die Entspannung. Ich brauchte nur noch über den Moltkeplatz zu gehen und wäre wieder bei meiner Mutter und Schwester. Doch ich war kaum 10 Meter von der Haustür entfernt, als ein bewaffneter Russe erschien und „Stoi“ rief. Der Russe kam näher und erkannte mich, denn wir waren schon mehrfach von ihm und den anderen Russen zur Arbeit geholt worden. Er führte mich in das Zimmer meiner Mutter. Die stürzte sich vor Freude auf mich. Ich musste dem Russen gegenüber meine Rolle

weitspielen. Meiner Mutter erklärte ich, dass ich taubstumm sei. Meine Mutter schrie auf und sagte mir: „Streck mal die Zunge heraus“, denn sie vermutete, dass die Russen mir etwas angetan hätten. Zum Glück glaubte mir der Russe und er verließ den Raum. Erst jetzt konnte ich meiner Mutter alles erklären und die Freude war groß. Meine Schwester lag in ihrem Versteck und bekam nur einiges mit.

In der Zeit meiner Abwesenheit wurde die junge Mutter, deren Babys verhungert waren, aus der Wohnung verhaftet. Wir haben sie nie mehr gesehen.

Wird fortgesetzt

Die drei dunklen Könige

Von Wolfgang Borchert (1921–1947)

Er tappte durch die dunkle Vorstadt. Die Häuser standen abgebrochen gegen den Himmel. Der Mond fehlte und das Pflaster war erschrocken über den späten Schritt. Dann fand er eine alte Planke. Da trat er mit dem Fuß gegen, bis eine Latte morsch aufseufzte und losbrach. Das Holz roch mürbe und süß. Durch die dunkle Vorstadt tappte er zurück. Sterne waren nicht da.

Als er die Tür aufmachte (sie weinte dabei, die Tür), sahen ihm die blass blauen Augen seiner Frau entgegen. Sie kamen aus einem müden Gesicht. Ihr Atem hing weiß im Zimmer, so kalt war es. Er beugte sein knochiges Knie und brach das Holz. Das Holz seufzte. Dann roch es mürbe und süß ringsum. Er hielt sich ein Stück davon unter die Nase. Riecht beinahe wie Kuchen,

lachte er leise. Nicht, sagten die Augen der Frau, nicht lachen. Er schläft. Der Mann legte das süße mürbe Holz in den kleinen Blechofen. Da glomm es auf und warf eine Handvoll warmes Licht durch das Zimmer. Die fiel hell auf ein winziges rundes Gesicht und blieb einen Augenblick. Das Gesicht war erst eine Stunde alt, aber es hatte schon alles, was dazu gehört: Ohren, Nase, Mund und Augen. Die Augen mussten groß sein, das konnte man sehen, obgleich sie zu waren. Aber der Mund war offen und es pustete leise daraus. Nase und Ohren waren rot. Er lebt, dachte die Mutter. Und das kleine Gesicht schlief.

Da sind noch Haferflocken, sagte der Mann. Ja, antwortete die Frau, das ist gut. Es ist kalt. Der Mann nahm noch von dem süßen weichen Holz. Nun

hat sie ihr Kind gekriegt und muss frieren, dachte er. Aber er hatte keinen, dem er dafür die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Als er die Ofentür aufmachte, fiel wieder eine Handvoll Licht über das schlafende Gesicht. Die Frau sagte leise: Kuck, wie ein Heiligenschein, siehst du? Heiligenschein! Dachte er und er hatte keinen, dem er die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte.

Dann waren welche an der Tür. Wir sahen das Licht, sagten sie, vom Fenster. Wir wollen uns zehn Minuten hinsetzen.

Aber wir haben ein Kind sagte der Mann zu ihnen. Da sagten sie nichts weiter, aber sie kamen doch ins Zimmer, stießen Nebel aus den Nasen und hoben die Füße hoch. Dann fiel das Licht auf sie. Drei waren es. In drei alten Uniformen. Einer hatte einen Pappkarton, einer einen Sack. Und der dritte hatte keine Hände. Erfroren, sagte er, und hielt die Stümpfe hoch. Dann drehte er dem Mann die Manteltasche hin. Tabak war darin und dünnes Papier. Sie drehten Zigaretten. Aber die Frau sagte: Nicht, das Kind. Da gingen die vier vor die Tür und ihre Zigaretten waren vier Punkte in der Nacht. Der eine hatte dicke umwickelte Füße. Er nahm ein Stück Holz aus seinem Sack. Ein Esel, sagte er, ich habe sieben Monate daran geschnitzt. Für das Kind. Das sagte er und gab es dem Mann. Was ist mit den Füßen? fragte der Mann. Wasser, sagte der Eselschnitzer, vom Hunger. Und der andere, der dritte? fragte der Mann und befühlte im Dunkeln den

Esel. Der dritte zitterte in seiner Uniform: Oh, nichts, wisperte er, das sind nur die Nerven. Man hat eben zu viel Angst gehabt. Dann traten sie die Zigaretten aus und gingen wieder hinein. Sie hoben die Füße hoch und sahen auf das kleine schlafende Gesicht. Der Zitternde nahm aus seinem Pappkarton zwei gelbe Bonbons und sagte dazu: Für die Frau sind die.

Die Frau machte die blassen blauen Augen weit auf, als sie die drei Dunklen über das Kind gebeugt sah. Sie fürchtete sich. Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, dass die drei Dunklen die Füße aufhoben und zur Tür schlichen. Hier nickten sie nochmal, dann stiegen sie in die Nacht hinein.

Der Mann sah ihnen nach. Sonderbare Heilige, sagte er zu seiner Frau. Dann machte er die Tür zu. Schöne Heilige sind, das, brummte er und sah nach den Haferflocken. Aber er hatte kein Gesicht für seine Fäuste.

Aber das Kind hat geschrien, flüsterte die Frau, ganz stark hat es geschrien. Da sind sie gegangen. Kuck mal, wie lebendig es ist, sagte sie stolz. Das Gesicht machte den Mund auf und schrie. Weint er? fragte der Mann.

Nein, ich glaube, er lacht, antwortete die Frau.

Beinahe wie Kuchen, sagte der Mann und roch an dem Holz, wie Kuchen. Ganz süß.

Heute ist ja auch Weihnachten, sagte die Frau.

Ja, Weihnachten, brummte er und vom Ofen her fiel eine Handvoll Licht hell auf das kleine, schlafende Gesicht.



Masurische Weihnacht

Hört es knistern, hört es bullern,
Feuerchen im Kachelofen,
Funken stieben, Funken fliegen,
hoch hinaus durch den Kamin —
tausend kleine, helle Sterne!
Jakubassas alte Mutter
— Babka rufen sie die Kleinen —
sitzt daheim im warmen Stübchen,
emsig strickt sie Wintersocken —
dicke, weiche, warme Socken —
draußen fallen sacht die Flocken,
tausend weiße, kleine Vögel!
Weihnachten steht vor der Tür,
wenn der Hund den Mond verbellt
und der Anton Fallen stellt —
wenn das Dorf versinkt im Schnee
und zu Eis erstarrt der See —
wenn im Wald man hört es schallen,
Schellenläuten, Peitschenknallen.
Mützcchen braucht vom Fell des Hasen,
wenn die kalten Winde blasen,
Jakubassas braves Kind —
Babka näht es ihm geschwind.
Fallenstellen nicht missraten,
Weihnachten gibt's Hasenbraten.

Eva-Maria Sirowatka

Minderheiten in Allenstein konnten wieder feiern

Weder die Juli-Hitzewelle und gefährliche Gewitter noch die Pandemie durchkreuzten die diesjährigen Pläne im Zusammenhang mit der Durchführung des Vorzeigeprojekts der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit - des Tages der Nationalen und Ethnischen Minderheiten. An dieser Stelle ist daran zu erinnern, dass die letzte Veranstaltung aufgrund des sich ausbreitenden Coronavirus vor einem Jahr nicht in der gewohnten Form durchgeführt werden konnte und als Online-Wettbewerb realisiert wurde. Wie in den vergangenen Jahren fand der Tag der Nationalen und Ethnischen Minderheiten im Freien, in der wunderschönen Seelandschaft der Kosakensiedlung ATAMAN in Allenstein statt. Da das Ziel des Treffens ist, verschiedene Gruppen, aktive Vereine und Vertreter nationaler und ethnischer Minderheiten zu integrieren, ihr künstlerisches sowie publizistisches Schaffen zu präsentieren und ihren kulturellen Reichtum zu zeigen, wurden am 10. Juli auf die Bühne Musik- sowie Tanzgruppen sowie Künstler aus verschiedenen Kulturkreisen eingeladen. Zu den Ehrengästen gehörte die Band Chanajki aus Białystok. Die Musikgruppe, die 2006 aus der Faszination für die Klezmer-Musik und zur Bewahrung jiddischer Musik, Lieder und Kompositionen gegründet wurde, stellte ihr breitgefächertes Repertoire, d.h. Instrumentalstücke in eigenen Arrangements sowie Vokalstücke dar. Ein weiterer besonderer Gast der Veranstaltung war die Musikformation Horpyna, eine führende Vertreterin der ukrainischen Musikszene

in Polen, die seit 1999 ununterbrochen schafft. In all den Jahren entwickelte sich Horpyna vom traditionellen Folk und sogar Folklore über traditionelle Lieder im Rockstil bis hin zu eigenen Kompositionen mit folkloristisch-rockigem Charakter. Die Musiker brachten das Publikum in gute Stimmung, sodass sich viele tanzend ausgezeichnet amüsierten. Außerdem traten auf der Bühne Vertreter der ukrainischen Minderheit Amelia Kusztala sowie Wiktor Piszczako, Tanzgruppe Saga aus Bartenstein, der Chor der Neidenburger Gesellschaft der Deutschen Minderheit sowie Tanz- und Gesanggruppe „Tannen“ der Deutschen Gesellschaft „Tannen“ in Osterode auf. Die Feier der nationalen Minderheiten wurde durch die Anwesenheit des Stadtpräsidenten von Allenstein Piotr Grzymowicz gewürdigt, der in seiner Rede die Bedeutung der Einheit in der Vielfalt betonte: "Wir sind sehr froh, dass wir unsere Kulturen kennenlernen und uns wie Freunde unterhalten können, besonders in einer so schwierigen Zeit für uns alle. Wir wissen, wie wichtig Toleranz und der respektvolle Umgang mit Ansichten anderer sind. Ich bin überzeugt, dass wir freundliche Beziehungen zueinander pflegen, miteinander zusammenarbeiten, Meinungen austauschen und Brücken zwischen den verschiedenen Bewohnern unserer Region bauen können." Dem Stadtpräsidenten schloss sich der Vorsitzende des Ausschusses für Nationale und Ethnische Minderheiten des Woiwodschaftstags Ermeland-Masuren, Jarosław Słoma, an,

der auf die kulturellen und historischen Werte im Zusammenhang mit dem Aufbau einer besseren Zukunft hinwies: „Im Ermland und in Masuren ist es für uns selbstverständlich, unsere Traditionen zu pflegen. Wir erinnern uns an den Glauben und die Nationalität unserer Vorfahren. Anknüpfend an diese Tradition wollen wir die gemeinsame Zukunft gestalten. Wenn wir wollen, dass die polnischen Bürger im Ausland gut behandelt werden, sollten wir auch die Vertreter der unter uns lebenden Minderheiten gut behandeln.“ Unter den prominenten Vertretern der Lokalbehörden und Ehrengästen befanden sich auch der Leiter des Woiwodschaftstags Ermland-Masuren Wiktor Marek Leyk, die Vorsitzende des Internationalen Ausschusses Teresa Astramowicz-Leyk, der ehemalige Stadtpräsident von Allenstein und Marschall der Woiwodschaft Andrzej Ryński sowie die Vertreter der Stadtgemeinschaft Allenstein in Gelsenkirchen Waldemar Malewski und Werner Schaffrin. Von der ökumenischen Atmosphäre, in der der Tag der nationalen Minderheiten stattfand, zeugte das gemeinsame Vaterunser, das von Pfarrer Andre Schmeier, dem Seelsorger der deutschen Minderheit, und Łukasz Stachelek, dem Pfarrer der Evangelisch-Augsburgischen Gemeinde in Allenstein, geleitet wurde. Die Geistlichen gaben den Versammelten ihren Segen und Pfarrer Stachelek fügte hinzu: „In der ökumenischen Bewegung gibt es einen Satz: Einheit in der Vielfalt. Mit diesen Worten können wir darauf verweisen, dass es sich trotz der vielen Unterschiede, die zwischen den Religionen bestehen, lohnt, danach zu suchen,

was uns verbindet. Trotz der Tatsache, dass wir uns unterscheiden, können wir in vielen Dingen einig sein. So verschieden, so unterschiedlich, schaffen wir eine Einheit. Durch Einheit können wir uns gegenseitig Brüder und Schwestern sein.“

Zum Fest der Minderheiten wurden den Veranstaltungsbesuchern auch deren kulturelle Errungenschaften präsentiert. In den Pausen zwischen den Auftritten der Bands stellten sie die Verbände und Organisationen nationaler und ethnischer Minderheiten vor. Es waren Stände vorbereitet, an denen jede dieser Gruppen ihre Bücher, Zeitschriften, Informationen über ihre Organisationen, Kunsthandwerk, Gerichte, Kostüme, CDs usw. anbieten konnte. In diesem Jahr sorgte die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit als Organisator der Veranstaltung für eine Vielzahl von Attraktionen für die Jüngsten. Auf die Kinder warteten ein Stand mit Gesichtsbe-malung, Integrations-spiele mit Animationstuch, Seifenblasen, Luftballonzoo, Besuch eines lebenden Maskottchens und viele andere Spiele. Sowohl für jüngere als auch für ältere Fans der Motorisierung wurde ansonsten eine gemütliche Kleinausstellung von Oldtimern veranstaltet. Die diesjährige Edition des Tages der nationalen und ethnischen Minderheiten war möglich dank der finanziellen Unterstützung mehrerer Institutionen, d.h. dem Ministerium für Inneres und Verwaltung in Warschau, dem Bayerischen Staatsministerium für Arbeit, Familie und Soziales, dem Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland in Danzig sowie der Stadtgemeinschaft Allenstein aus Gelsenkirchen.

Dawid Kazański/PAZ

Eindrücke vom Fest der Minderheiten

Festgehalten von Piotr Dukat



Chor aus Neidenburg und die Gruppe Horpyna





Die Gruppe Chanajki aus Bialystok und Besucher





Stände der Gruppen



Erinnerungen an unser 64. Jahrestreffen

Eine Nachlese von Peter Peter



Allensteiner vor dem Hotel / Gedenktafel in der Propsteikirche





Kranzniederlegung an der Gedenktafel in der Propsteikirche





Rundgang der Gäste aus Allenstein





*Stadtpräsident Grzymowicz und Bürgermeister Wöll tragen sich
in das Goldene Buch ein*





Angeregte Gespräche im Schloss Horst





Schloss Horst erwartet uns zum 65. Jahrestreffen



Vor 30 Jahren fing alles an

Von Dawid Kazański

Es ist kaum zu glauben, wie rasch die Zeit vergeht. 1991, nach der Unterzeichnung des polnisch-deutschen Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit, hat die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit ihre Tätigkeit aufgenommen, 1996 erwarb die Gesellschaft mit Hilfe der Stadtgemeinschaft Allenstein aus Gelsenkirchen das ehemalige deutsche Finanzamt in der Bahnhofstraße, das seit dem Abschluss der Renovierungsarbeiten im Jahre 2000 den Namen Haus Kopernikus trägt und bis heute der AGDM als Sitz dient. Und in diesem Jahr konnte die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit ihr 30-jähriges Jubiläum feiern.



Messe mit Maske – stehend v. l. Bernhard Gaida, Gottfried Hufenbach und Stephan Grigat

Aus diesem Anlass wurde zunächst von Domherr André Schmeier, dem Seelsorger der deutschen Minderheit in der Region, eine feierliche Messe in der Herz-Jesu-Kirche zelebriert.

Im Anschluss versammelte man sich in der Feliks-Nowowiejski-Philharmonie zu einer großen Jubiläumsgala, an der mehr als 300 Personen teilnahmen. Als Moderatoren konnten Dawid Wierzbicki und Klaudia Wernhoff gewonnen werden, die souverän durch das Programm führten.



Die Gala wurde durch den Neidenburger Chor mit der Europa-Hymne „Freude schöner Götterfunken“ eröffnet. Wie bei solchen Feierlichkeiten üblich, mangelte es nicht an freundlichen Gesten und bewegenden Reden. In ihrer Ansprache verwies die Vorsitzende der AGDM, Krystyna Plocharska, auf die Bandbreite der zahlreichen Kulturprojekte, die im Laufe von drei Jahrzehnten umgesetzt wurden und hob dabei deren besonderen Charakter hervor: „Alle unsere Veranstaltungen organisieren wir nicht nur für die Mitglieder der AGDM, sondern auch für andere interessierte Bürger der Stadt. Auf diese Weise stärken wir unsere regionale Identität und fördern die lokalen Beziehungen. Die thematische Vielfalt der Veranstaltungen erleichtert die Darstellung des Kulturerbes unserer Gesellschaft und erhöht die Toleranz gegenüber Angehörigen der deutschen Minderheit.“ Das bisher Erreichte wäre natürlich nicht möglich gewesen ohne gute Beziehungen zu den lokalen und kommunalen Behörden, zu polnischen und deutschen Ministerien und ohne die Unterstützung verschiedener Partner aus Deutschland.

Die Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste sowie offizieller Vertreter aus Polen und Deutschland brachte die Anerkennung für die fruchtbare Arbeit der AGDM zum Ausdruck. Glückwünsche überbrachten u. a. der Marschall der Woiwodschaft Ermland-Masuren, Gustaw Marek Brzezina, der Präsident der Stadt Allenstein, Piotr Grzymowicz, der Vorsitzende der Kommission für nationale und ethnische Minderheiten des Sejms der Woiwodschaft, Jarosław Słoma, der Leiter des Woiwodschaftstages Ermland-Masuren und Beauftragte für Nationale und Ethnische Minderheiten, Wiktor Marek Leyk, der Vorsitzende des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen, Bernard Gaida, der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Stephan Grigat, und der Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Allenstein, Gottfried Hufenbach, hier bei seinem Grußwort.



In ihren Grußworten hoben die Gäste den herausragenden Stellenwert der AGDM, ihre Verdienste um die deutsch-polnische Verständigung sowie ihren bedeutenden Beitrag zum Kulturleben der Stadt hervor. Die Redner betonten auch die Notwendigkeit einer engeren Zusammenarbeit in den unterschiedlichen Lebensbereichen sowie die Bedeutung eines friedlichen Zusammenhalts im vereinigten Europa und unterstrichen, wie wichtig angesichts der aufkeimenden nationalistischen Ansichten die Pflege der demokratischen Werte sei.

Ein Höhepunkt der Jubiläumsgala war die Aushändigung des Ehrenverdienstabzeichens für Ermland und Masuren an den masuren Schriftsteller Herbert Somplatzki. Der Buchautor engagiert sich in seiner schriftstellerischen Tätigkeit seit vielen Jahren für gute nachbarschaftliche Kontakte

zwischen Polen und Deutschen, bringt in seinen Werken die kulturelle Vielfalt Ostpreußens zum Ausdruck und lobt die Schönheit des Landes der kristallinen Seen. Daher ergriff die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit gemeinsam mit dem Marschallamt der Woiwodschaft die Initiative, den Schriftsteller mit der Verdienstmedaille der Woiwodschaft auszuzeichnen. Das Foto zeigt den Geehrten (2.v.r.) zwischen dem Marschall und Krystyna Plocharska. Links Viktor Marek Leyk.





Anschließend wurde eine Reihe von Persönlichkeiten für ihre Verdienste um die deutsche Minderheit durch Bernard Gaida im Namen des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen mit Ehrennadeln und Medaillen ausgezeichnet.

Nach einer kurzen Pause fand das Jubiläumskonzert statt. Unter der Leitung des Dirigenten Piotr Sułkowski spielte das Symphonieorchester der Feliks-Nowowiejski-Philharmonie zwei Symphonien von Ludwig van Beethoven, die Symphonie Nr. 4 in B-Dur op. 60 und die

Symphonie Nr. 5 in c-Moll op. 67, letztere bekannt als Schicksalssymphonie.



Die Geehrten stellen sich zum Gruppenfoto

Es ist zu wünschen, dass die Erinnerung an die gelungenen Feierlichkeiten zum 30. Bestehen der AGDM noch lange lebendig bleibt.

LernRAUM.pl – ein innovatives Bildungsprojekt



Radek Knapp (2.v.r.) mit Veranstaltungsteilnehmern

Bereits im letzten Jahr wurde im Haus Kopernikus ein Ort für das Projekt „LernRAUM.pl“ geschaffen, wo vor allem Angehörige der deutschen Minderheit in angenehmer Atmosphäre ihre Sprachkompetenz verbessern können.

Hier sollen Vorlieben und Interessen von Kursteilnehmern nach dem Prinzip des lebenslangen Lernens durch Unterricht und Treffen in deutscher Sprache entwickelt werden. Das Projekt, das von der Deutschen Bildungsgesellschaft sowie vom Verband deutscher sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen dank der finanziellen Förderung des Bundesministerium des In-

tern umgesetzt wird, findet in den Regionen mit deutschen Minderheiten statt. Im südlichen Ostpreußen ist Allenstein derzeit die einzige Stelle, wo Mitglieder der deutschen Minderheit sich im Rahmen des Projekts weiterbilden können. Weitere Standorte befinden sich im Süden Polens, beispielsweise in Oppeln, Gleiwitz, Beuthen, Gross Strehlitz und Proskau. Angeboten wird eine Vielzahl von Kursen, Seminaren und Workshops in deutscher Sprache, die von erfahrenen Dozenten, aber auch von Lehrern und Freiwilligen aus Polen sowie aus Deutschland oder anderen deutschsprachigen Ländern durchgeführt

werden. Den Veranstaltungsteilnehmern bietet sich ein thematisch breit gefächertes Bildungsangebot, das als lebensbegleitendes Lernen gedacht ist und dem Zweck dient, Wissen in verschiedenen Bereichen zu vertiefen, Qualifikationen und Kompetenzen zu verbessern, bzw. Interesse für bestimmte Sachverhalte zu wecken. Als wegen der verschärften Maßnahmen zur Eindämmung der Epidemie konventionelle Begegnungen nicht zugelassen waren, wurden im Haus Kopernikus mehrere Veranstaltungen im Onlineformat durchgeführt, wie zum Beispiel eine Vorlesung zum Thema Schimpfwörter und Vulgarismen im Deutschen. Während derer die Referentin die Zuhörer darauf aufmerksam machte, dass es in jeder Sprache eine bemerkenswerte lexikalische Gruppe von Schimpfwörtern gibt, die mehrere Funktionen haben. Erwähnenswert ist auch eine andere Videokonferenz, die ein geschichtliches Thema in den Mittelpunkt stellte. Dabei ging es um die „Entdeutschung“ der im Jahr 1945 an Polen angeschlossenen Gebiete. Der Vortrag behandelte den Kampf gegen die Spuren der deutschen Vergangenheit und der Suche nach historischen Relikten, die sich als stärker erwies als der Eifer der kommunistischen Behörden. Die Tatsache, dass zahlreiche stumme Zeitzeugen in Form von deutschsprachigen Informations- und Werbeaufschriften, Ladenschildern, Wegweisern und verputzten Mauerbeschriftungen die erzwungene Polonisierung überlebt hatten, zeugt vom Misslingen der Bemühungen des kommunistischen polnischen Regimes. In den Onlineseminaren wurden auch Themen angeschnitten, die sich als

sehr praktisch für zu Hause herausstellten. Zu ihnen gehörte unter anderem ein Vortrag über die Herstellung von Kosmetika aus natürlichen Zutaten, die in fast jedem Haushalt zur Verfügung stehen.

In diesem Sommer erlaubten sinkende Infektionszahlen und steigende Impfquoten, wieder Treffen zu organisieren. So arrangierte Martyna Chranowska, Kulturanimatorin in Allenstein, im Juli eine Stadtführung auf Deutsch. Die Stadtführerin Emilia Figura-Osetkowska machte mit den Veranstaltungsteilnehmern einen Rundgang durch die Stadt, der sich auf die Industriegeschichte von Allenstein konzentrierte. Ende August fanden im Projektrahmen zwei Autorentreffen mit Radek Knapp statt. Der polnisch-österreichische Schriftsteller mit einem überdurchschnittlichen Sinn für Humor erzählte von seinem Leben, schriftstellerischem Werdegang und Problemen, die er in seinem literarischen Schaffen gerne anspricht. Dann diskutierte Knapp mit den erschienenen Gästen über die Risiken und Chancen der voranschreitenden Digitalisierung jeglicher Lebensbereiche. Am Tag darauf wurde ein Workshop zum Thema „Wir sind alle nicht von hier“ veranstaltet. Die Teilnehmer, angeleitet von dem in Wien lebendem Autor, überlegten sich, was das Wort Heimat heutzutage bedeutet. Der aufschlussreiche Gedankenaustausch bewies die Komplexität sowie Mehrdimensionalität des Heimatbegriffs und die Tatsache, dass jeder eine gewisse Sehnsucht nach Heimat in seinem Leben empfindet. Weitere Veranstaltungen des Projekts befinden sich bereits in der Vorbereitung.

Dawid Kazański/PAZ

Der alte Mann und das Kind

Von Eva-Maria Sirowatka

Wie an jedem Spätnachmittag machte Franz Biernath auch am letzten Tag des alten Jahres zur gewohnten Stunde seinen Spaziergang. Er führte ihn durch die Vorstadt zur Siedlung, hinter der die Gärten schon in die Äcker des weiten Landes übergingen. Erst nach den Weihnachtstagen hatte stärkerer Frost eingesetzt; ein wenig Schnee war gefallen, der das Bild der kleinen Stadt freundlicher erscheinen ließ. Der alte Mann hörte es bei jedem Schritt unter seinen Füßen knirschen. „Zu Hause“, dachte er, „auf den Feldern und in den Wäldern der Heimat liegt nun schon hoher Schnee.“

Aus den Ästen der alten Ulmen, die unweit der Siedlung wuchsen, löste sich eine Schar hungriger Krähen. Krächzend flogen sie dem nahen Walde zu. Auch zu Hause, bei seinem Gehöft, das im Ermländischen lag, standen alte, hohe Ulmenbäume. Jedes Mal, wenn er bei seinem täglichen Spaziergang hierher kam, wurde er schmerzlich daran erinnert. Sinnend sah Franz Biernath den dahinfliegenden Krähen nach. Das Gefühl der Verlassenheit war in diesem Augenblick noch stärker in ihm. Wie einsam war er nun, da er alt geworden war!

Weit und klar lag über der winterlichen Landschaft der Abendhimmel. Schon leuchtete hell der Abendstern. Nur noch wenige Stunden, dann ging das alte Jahr zu Ende.

Der alte Mann sah dem kommenden Jahr ohne Erwartung entgegen. Wenn er an die vergangenen Jahre fern der Heimat dachte, dann war es wenig Gutes, an das er sich erinnern

konnte. Seit seine Frau vor zwei Jahren gestorben war, hatte er jede Verbindung zur Umwelt verloren. Nun war er allein.

Als Franz Biernath durch die stillen Straßen der Stadt zurückging, brannten schon die Straßenlampen. Aus den Fenstern der Häuser drang freundliches, warmes Licht. Da saßen sie nun, die Menschen der kleinen Stadt, erwartungsfroh im Kreise ihrer Familien, und bereiteten die Silvesterfeier vor. Er hatte niemand, mit dem er die letzten Stunden dieses Jahres verbringen konnte.

Nun begannen die Glocken der Josefkirche die Abendandacht einzuläuten. Von allen Seiten strömten Menschen zur Kirche hin. Unter den vielen Kirchgängern fühlte sich Franz Biernath nicht ganz so verlassen.

Kurz vor der Kirche bog er in eine kleine Nebenstraße ein, in der seine Wohnung lag. Vor ihm ging ein kleines Kind, dessen Gegenwart er anfänglich nur im Unterbewusstsein zur Kenntnis nahm, bis es ihm auffiel, dass das Kind nicht einmal einen Mantel anhatte. Was suchte dazu so ein kleines Menschlein - es mochte gerade drei Jahre alt sein - zu dieser Abendstunde allein auf der Straße? Der alte Mann beschleunigte seine Schritte. Das Kind murmelte immerfort etwas vor sich hin. Es klang wie „Zum lieben Gott gehen, Papa holen“. Franz Biernath fragte es nach seinem Namen und wo es wohnte, doch erhielt er keine Antwort darauf. Wohl gab ihm der Junge zutraulich seine kleine Hand, doch wiederholte er beharrlich

immer wieder den einen Satz und drängte ihn, weiter zu gehen. Der alte Mann war ratlos. Was sollte er mit dem Jungen anfangen. Er war Kindern gegenüber von einer fast weltfremden Unbeholfenheit. Niemand zuvor hatte er dieses Kind gesehen, auch war jetzt kein Mensch mehr auf der Straße, den er fragen konnte, wohin das Kind gehörte.

„Komm, Jungchen, gehen wir zur Kirche, zum lieben Gott, deinen Papa suchen“ sagte er. Das leuchtete dem Kleinen ein, und willig folgte er dem alten Mann den Weg zurück zur Kirche. Sie standen vor dem Portal, als Franz Biernath eine Frau in größter Eile auf der Hauptstraße auf sich zukommen sah. Sie hatte ihren Mantel nur lose über die Schultern geworfen, hatte sich nicht einmal Zeit genommen, die Küchenschürze abzubinden. Noch bevor die Frau vor ihnen stand und etwas sagte, wusste der alte Mann schon, dass nur sie die Mutter des kleinen Jungen sein konnte.

Die junge Frau riss das Kind hastig an sich, küsste es und hüllte es dann in ihren Mantel ein. „Großpapa geht mit Kurt zum lieben Gott, Papa holen!“ rief der Junge, und wies auf Franz Biernath. Dieser erklärte der Mutter, wo er dem Kind begegnet war. Die Frau dankte ihm mit warmen Worten, dass er sich des Kindes angenommen hatte. Schon den ganzen Nachmittag

über hätte der Kleine davon gesprochen, mit dem Vater zur Abendandacht mitzugehen. Er war untröstlich, als er nicht mitgenommen wurde. Dann kam eine Nachbarin, die Wohnungstür blieb versehentlich offen, und in einem unbeobachteten Augenblick musste sich das Kind fortgeschlichen haben.

Die Mutter war sehr erregt, sie mochte nicht daran denken, was geschehen wäre, wenn der alte Mann das Kind nicht bemerkt und sich seiner angenommen hätte.

„Großpapa soll mit uns gehen!“ rief nun der kleine Junge und streckte seine Ärmchen verlangend nach dem alten Mann aus.

„Kinder fühlen gleich, ob man es gut mit ihnen meint. Sie haben bestimmt auch Enkelkinder und wissen mit ihnen umzugehen!“ meinte die junge Frau.

Da erfuhr sie, wie einsam Franz Biernath in dieser Stadt lebte. „Aber dann müssen Sie auf jeden Fall den Silvesterabend bei uns bleiben!“ rief sie herzlich, und auch der Junge bat: „Großpapa, komm mit!“ Wie konnte er den bittenden Augen des Kindes widerstehen.

So begann am letzten Abend des alten Jahres die Freundschaft zwischen Franz Biernath, dem kleinen Jungen und dessen Eltern, die dem einsamen Leben des alten Mannes eine Wende brachte.



Der armen Kinder Weihnachtslied

Hört, schöne Herrn und Frauen,
die ihr im Lichte seid:
Wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid;
weh tun uns unsre Füße
und unsre Herzen weh.
Doch kam uns eine süße
Botschaft aus Eis und Schnee:
Es ist ein Licht erglommen,
und uns auch gilt sein Schein.
Wir haben's wohl vernommen:
Das Christkind ist gekommen
und soll auch uns gekommen sein.

Drum geh'n wir zu den Orten,
die hell erleuchtet sind,
und klopfen an die Pforten:
Ist hier das Christuskind?
Es hat wohl nicht gefunden
den Weg in uns're Nacht.
Drum haben wir mit wunden
Füßen uns aufgemacht,
dass wir ihm uns're frommen
Herzen und Bitten weih'n.
Wir haben wohl vernommen:
Das Christkind ist gekommen
und soll auch uns gekommen sein.

So lasst es uns erschauen,
die ihr im Lichte seid!
Wir kommen aus dem Grauen,
dem Lande Not und Leid.
Wir kommen mit wunden Füßen,
doch sind wir trostgemut:
Wenn wir das Christkind grüßen
wird alles, alles gut.
Der Stern, der heut erglommen,
gibt allen seinen Schein:
Das Christkind ist gekommen! -
Die ihr es aufgenommen,
o, lasst auch uns zu Gaste sein!

Otto Julius Bierbaum (1805-1919)

Der Orgelpfeifen-Opa

Eine Königsberger Weihnachtsgeschichte von Ruth Geede



Er hieß Otto Friedrich Naujokat. Das lange Messingschild an seiner Wohnungstür mit dem voll ausgeschriebenen Namen war stets frisch geputzt. Das besorgte die Griegoleitsche, die nun schon über zwanzig Jahre bei ihm war. Aber das Leben war nicht so blankgeputzt wie das Messingschild. Da gab es niemand, der mit einem guten Lächeln die Sorgen fortwischte, die wie dunkle Flecken sich über Alltag und Sonntag legen wollten. Die Frau, die das einmal vermocht hatte, war schon lange tot. Kaum zwei Jahre hatten sie zusammen leben können. Otto Friedrich und seine junge, lustige Heta. Dann hatte das zu früh geborene Kind die Mutter mit in das dunkle Land genommen, aus dem es kein Zurück mehr gibt.

So war der Herr Rechnungsrat Naujokat allein weitergegangen. Und die Jahre liefen im Gleichmaß dahin, angefüllt mit Arbeit, Sorge, Pflichterfüllung und mit der großen Einsamkeit, die den schwerfälligen Mann langsam zum verbitterten Griesgram machten. Da geschah es nun, dass eines Tages ein Möbelwagen an dem Vorgärtchen hielt und dass sich die Wohnung neben ihm mit jungem Leben füllte. „Griegoleitsche, geh'n Sie mal nachsehen, wen man uns da ins Haus geschickt hat! So ein Krach!“ Die Griegoleitsche ging spionieren und kam mit der Meldung wieder: „Erbarmung, Herr Rechnungsrat, 'ne ganze Mütze voll, wie die Orgelpfeifen! Und Augen im Kopp, wie blänkrige Glasmurmels!“

Das konnte der alte Herr in der nächsten Zeit höchstpersönlich feststellen, denn wenn er den Fuß zu seinen Nachmittagsspaziergängen vor die Tür setzte, geriet ihm todsicher eine der nachbarlichen Orgelpfeifen zwischen die Beine. Sie sausten mit schwappendem Milchtopf die Treppe hoch oder rutschten das Treppengeländer hinab, was dem alten Herrn zu erst sehr lausbubenhaft vorkam, bis plötzlich ein Erinnern an seine eigene Kinderzeit und an das blanke Treppengeländer im elterlichen Haus in der Insterburger Pregelstraße in ihm aufstieg.

So begnügte sich denn der Herr Rechnungsrat, ein unverständliches „Bowke ...“ in den Bart zu murmeln, was vonseiten der Orgelpfeifen mit einem vergnügten „Guten Tag, Herr Rechnungsrat“ quittiert wurde. Übrigens nichts gegen die Höflichkeit der „Bowkes“! Die unschuldigen blanken Murmelaugen waren so entwaffnend – „Gesichtchen rein wie die Engelchen“, behauptete die Griegoleitsche –, dass der Ärger verschwunden war, ehe der alte Herr es selbst bemerkt hatte.

Und dann kam die Weihnacht über die alte Pregelstadt, die sich einen dicken Winterpelz angezogen hatte, kam über die verschneiten Gässchen und winkeligen Straßen vom Strom herauf und pochte auch an die Tür mit dem blanken Messingschild. Aber da drinnen brannten keine Kerzen. Die Griegoleitsche hatte dem Herrn Rechnungsrat, wie an jedem Heiligen Abend, die selbst gestrickten Strümpfe überreicht, und der alte Herr hatte ihr gleichfalls nach altem Brauch den Umschlag mit dem Zwanzigmarkschein zugeschoben. Dann weinte die

Griegoleitsche ein bisschen und zog mit vielen Dankesbeteuerungen zu ihrer Schwester nach dem Haberberg ab.

Der alte Herr hatte sich in den grünen Ohrenstuhl gesetzt, der am Fenster stand, und blickte auf das verschneite, stille „Königseck“ hinaus. Von der Altroßgärter Kirche her kam voll und warm der Klang der Weihnachtsglocken. Auf einmal gellte die Türglocke durch die Stille. Er erhob sich mühsam und schlurfte in seinen Filzpantoffeln zur Tür. „Wer ist da?“ fragte er misstrauisch, ohne zu öffnen. „Ihr Nachbar, Herr Rechnungsrat“, antwortete eine Männerstimme. Die Sicherheitskette klorrte.

„Verzeihen Sie, Herr Nachbar, dass ich Ihre weihnachtliche Ruhe störe!“ Und ehe der Herr Rechnungsrat zu einer Erwiderung kam, hatte der Orgelpfeifen-Vater schon einen schweren Sack in den rechnungsrätlichen Flur gewuchtet. „Bitte, lieber Herr Nachbar, helfen Sie meiner Frau und mir. Ich bin soeben zu einem Patienten gerufen und weiß nicht, wann ich wiederkomme. Die Kinder fiebern nach dem Weihnachtsmann, wir können sie nicht länger warten lassen ...“

Hinter der nachbarlichen Tür begann ein Getobe. „Ich hab ihn durchs Schlüsselloch gesehen ...“ krächte eine Jungenstimme. Eine andere, ängstliche, flüsterte: „Hat er eine Rute?“

„Bitte, Herr Rechnungsrat, spielen Sie den Weihnachtsmann! Hier sind Pelz und Mütze, ja, auch die Rute und der Bart ...“ Und als der Rechnungsrat noch immer zögerte, erscholl draußen von der Wilhelmstraße her schon ganz nahe die Weihnachtsmusik: „Vom Himmel hoch, da komm ich her: ich bring euch gute, neue Mär ...“ und

fand Widerhall in den Kinderstimmen hinter der nachbarlichen Tür.

„Ich muss jetzt fort“, sagte der Arzt.

„Gehen Sie nur, Herr Nachbar, ich werd's schon machen ...“, antwortete da der alte Herr.

Und nun vollzog sich in der rechnungsrätlichen Wohnung wahrhaft ein Weihnachtswunder. Denn als der alte Herr nach vollzogener Verwandlung in den Spiegel blickte, sah ihn ein gutmütiges, ja fast fröhliches Altmännergesicht an, das nie im Leben das mürri-sche des alten Beamten war.

Er löschte das Licht im Flur und polterte hinaus, den schweren Sack hinter sich herschleppend. Ein Glöckchen bimmelte in erwartungsvoller Seligkeit ... da stand er vor einem Weihnachtsbaum, einem funkelnden, strahlenden Lichterbaum. Und vier Paar Kinderaugen starrten ihm entgegen. Kleine, zitternde Münder bemühten sich, ein paar Verse aufzusagen, stockten, begannen von neuem, schwitzige Händchen verkrampften sich, und plötzlich bemerkte der Weihnachtsmann, dass unter der Tischdecke noch ein fünftes, allerängstlichstes Guckchenpaar hervorlugte ...

Da musste der Weihnachtsmann plötzlich husten und prusten und öffnete lieber gleich den Gabensack. Und es quollen hervor Bilderbücher und Bälle, Pferdchen und Wagen, Autos und Puppen, Strümpfchen und Taschentücher. Und die Blondschöpfe lachten und jauchzten, bis alles unterging in einem wilden, überglücklichen Jubel.

Und dieser wilde Jubel, der dem Herrn Rechnungsrat noch vor weni-

gen Tagen als elender Lärm erschienen wäre, klang dem Weihnachtsmann in das Herz. Denn was dem Rechnungsrat schwerlich in seinem Leben zuteil geworden wäre, das geschah dem Weihnachtsmann: Sechs Ärmchen schlangen sich um seinen Hals, drei kleine Münder pressten einen dankbaren Kuss irgendwo in den Bart, und die warmen, festen Bubenhände des Ältesten drückten die seinen. Das Jüngste aber, auf dem Arm der Mutter, zauste selig seinen langen Bart und krächte: „Opa!“

Da war der Bart im Begriff abzugehen, und der Weihnachtsmann ergriff schleunigst die Flucht. Er flüchtete in die Wohnung des Rechnungsrats Naujokat. Dort riss er die Maske ab und warf den Pelz von sich, denn ihm war heiß geworden. Dann starrte er recht lange in den Spiegel, in sein erhitztes, mit Watteresten beklebtes Gesicht. Und lachte plötzlich: „Bowkes ... sagen Opa!“

Die Griegoleitsche staunte am ersten Feiertag nicht schlecht, als sie von der Königstraße her in das stille Königseck einbog. Da tobten die Orgelpfeifen im Vorgarten um einen riesenhaften Schneemann und der – „wahrhaftigen Gottes, er ist es wirklich!“, stöhnte die Griegoleitsche – Herr Rechnungsrat Naujokat war gerade dabei, dem Mann mit der Rote-Beten-Nase seinen eigenen, uralten Zylinder aufzusetzen.

„Ja, Griegoleitsche“, sagte der Herr Rechnungsrat und knickte leicht zusammen, weil ihm ein Schlitten in das reche Schienbein gefahren war, „sie haben doch ‚Opa‘ gesagt! ...“

Ernst Wiechert am masurischen Jabbok

Von Bernd Napolowski

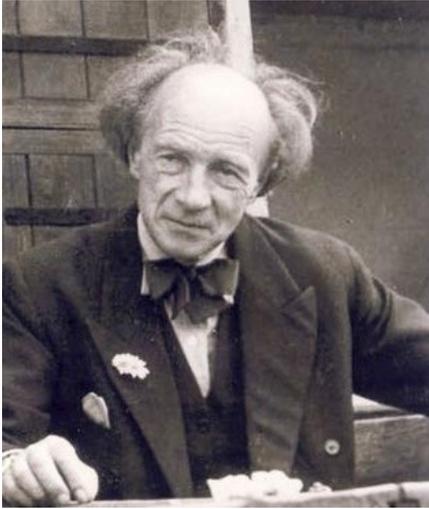


Foto: Wiechert Gesellschaft

Neulich stieß ich auf ein Büchlein mit dem Titel „Ernst Wiechert - Eine theologische Besinnung“. Verfasst hat es 1949 Heinrich Fries (1911-98), der seiner Zeit einer der führenden Theologen in Deutschland war. Er zeigt auf, dass Wiechert in seinem literarischen Werk eine eigene Theologie vorlegt, in der er „mit einer Unbedenklichkeit und Unerbittlichkeit ohnegleichen theologische Fragen, die sich nicht am Rand, sondern in der Mitte der Theologie“ bewegen, erörtert. Es sind gewiss Fragen, die bis heute nicht verstummt sind. Die Leser zwischen 1930 bis 1950 erkannten sich in den Gestalten seiner Romane wieder, weil sich in deren Schicksalen das ganze harte Problem des Leidens ihrer Zeit widerspiegelte, und fanden darin Trost.

Ernst Wiechert wurde am 18. Mai 1887 in Kleinort im Kreis Sensburg

geboren. Er wurde in der Familie religiös erzogen und kam früh in Berührung mit der Bibel. Die Geschichten des Alten Testaments wurden ihm zur Lieblingslektüre. In seinem Erinnerungsbuch „Wälder und Menschen“ beschreibt er, wie er sich mit den alttestamentlichen Gestalten nacheinander identifizierte, mal war er Moses, mal David oder Jakob. Solch religiöse Spielerei führte aber nicht zum Glauben an Gottes Offenbarung im biblischen Wort. Schule und Kirche konnten ihm das nicht vermitteln. Noch als Erwachsener schlüpfte er mehrmals in die Rolle des mit dem Engel kämpfenden Jakob am Jabbok (Gen 32,23-33). Am Hüftgelenk verletzt, verglich er sich gerne mit jenem, ließ seine Romanfiguren in der masurischen Landschaft an den Wasserläufen des Kruttinna-Flusses mit Gott kämpfen. Zusammen mit ihnen befand er sich am masurischen Jabbok. Auch seine Erlebnisse im Ersten Weltkrieg verdichtete er in Romanfiguren wie jener Frau, deren Sohn bei der Skagerak-schlacht umgekommen war: „Lieber Gott, sei unser Gast, und sieh, was du angerichtet hast. Sollen die Toten dir gut bekommen, alle Heiden und alle Frommen, und was du ertränkt hast und verbrannt, nimm es fröhlich in deine Hand. Amen“ (Das einfache Leben).

Heinrich Fries hat den Kampf des Dichters zu fünf Aussagen zusammengefasst:

1. Gott nimmt eine zweifelhafte Haltung gegenüber dem Bittgebet ein, er ist nicht in der Lage, Gebete zu erhören.

2. Gott hätte die Welt besser machen können.
3. Wenn wir die Welt aus der Liebe Gottes herausnehmen, bekommt alles seinen Sinn, auch der Krieg.
4. Angesichts des Kindersterbens im masurischen Sowirog erscheint Gott als Mörder.
5. Gott ist tot.

Diese fünf Aussagen bilden kein geschlossenes Gottesbild. Ich sehe in ihnen eher Tastversuche nach dem Unbegreiflichen zur Erforschung von Lebenssinn. Dass damit die christliche Wahrheit verfehlt wird, liegt auf der Hand. Heinrich Fries hat versucht, diesen Part theologisch aufzuarbeiten. Die fünf theologischen Aussagen finden sich verstreut in den Romanen „Das einfache Leben“ und „Die Jeromin Kinder“ sowie in „Der Totenwald“, dem Lagebericht Ernst Wiecherts über seine Haft im Konzentrationslager Buchenwald im Jahr 1938. In den Romanfiguren dürfte sich auch Wiecherts eigener Glaube widerspiegeln. Er bezeichnet sich selbst zwar als ungläubig, setzt aber das Wort in Anführungszeichen. „Er fühlte, wie durch das Bild Gottes ein Sprung hindurchlief, der nicht mehr heilen würde“ schrieb er über seine KZ-Haft in Buchenwald. An eine Heilung glaubte aber der Dichter Reinold Schneider. Im Gedenkbuch zum 60. Geburtstag Wiecherts ist zu lesen: „Der Dichter ist...in ein Rechten mit Gott verfallen, aber auch dieses Rechten liegt – wir wagen es zu behaupten, - diesseits der Religion, im religiösen Bezirk. Wer mit Gott rechnet, für den ist Gott mindestens Person.“ In „Jahre und Zeiten“, seinem zweiten Erinnerungsbuch, schrieb Wiechert, dass es das Schönste und Liebevollste war, was über ihn geschrieben wurde.

In diesem Werk tritt die Frage nach Gott in den Hintergrund. Bei der Sinn-suche dominieren hier die Begriffe Seele, Herz und Humanität, die auch in seiner Rede an die deutsche Jugend im Jahr 1945 im Mittelpunkt stehen. Es lohnt, Wiecherts literarisches Werk mit religiösen Augen zu lesen. Denn die bohrende Frage nach Gott, die sich dem Dichter stellte, umtreibt auch heute viele Gläubige angesichts der Flutkatastrophe an Ahr und Erft und wegen der Toten, die an Corona starben. Wiecherts theologische Tastversuche provozieren zwar, ermutigen aber, in bedrängter Lage ebenfalls mit Gott zu rechten; so wie der biblische Hiob es tat. Versöhnende Ansätze bietet der Dichter selbst. In der Figur des Thomas von Orla aus dem Roman „Das einfache Leben“ dürfte er sich selbst porträtiert haben. Doch stellt er ihm Nebenfiguren zur Seite. So den jungen Pastor Bergengrün, der sich mit großer Zartheit über Gott äußert: „Gott sei um ihn herum wie die Frucht um den Kern. Er könne nicht herausfallen, wohin er sich auch bewege. Ebenso könnte der Mittelpunkt eines Kreises über die Peripherie hinausgeschleudert werden, was doch ein Absurdum sei. Er wisse nicht, womit er diese Gnade verdient habe, denn eine Gnade sei es ohne Zweifel.“ Diesen Sätzen am Ende des Romans wird nicht widersprochen, so dass sie wie ein letzter Tastversuch zum Gottesbild scheinen, in denen am masurischen Jabbok hell der Segen des Engels aufleuchtet. Ernst Wiechert starb am 24. August 1950 in Uerikon in der Schweiz. Ich empfehle, in einen religiösen Dialog mit dem Dichter zu treten, nicht zuletzt, um den theologischen Befund von Heinrich Fries zu erörtern.

Geldgeschenk zum 93. Geburtstag



Frau Gertrud Moritz feierte kürzlich in Stabigotten ihren 93. Geburtstag. Mit ihr feierten (v. l.) zwei Nachbarinnen, Domherr Schmeier und Waldemar Malewski, der ihr ein ansehnliches Geldgeschenk überreichen konnte. Es war ein Dankeschön von Thorsten Huwig, dem sie bei der Suche nach einem Feldpostempfänger mit Namen Leo aus Plautzig den entscheidenden Hinweis gegeben hatte. So konnte er 10 Feldpostbriefe, die seine Großmutter vor 75 Jahren gefunden und aufbewahrt hatte, dem Empfänger zurückgeben. Wir haben im AHB 270 ausführlich darüber berichtet.

Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN
www.agdm.pl, E-Mail: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990
Die Geschäftsstelle ist dienstags, donnerstags und freitags von 09.00 bis 12.00 Uhr und mittwochs von 13.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.
Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

Wir gratulieren

zur eisernen Hochzeit

Eduard und Dorothea Kalinski, geb. Arendt, früher Diwitten, jetzt 44894 Bochum, Im Streb 20, Tel. 0234 264311 am 06.11.2021

zum Geburtstag

- 94 Jahre** Hildegard Hammer, geb. Prengel, früher Hardenbergstr. 4, jetzt 45470 Mülheim an der Ruhr, Holthausener Höfe 21, am 07.04.2022
- 93 Jahre** Paul Fahl, früher Masurensiedlung, Angerburger Str. 7, jetzt 58762 Altena, Grenningloher Weg 19, am 05.09.2021
- 91 Jahre** Gerhard Prengel, früher Hardenbergstr. 4, jetzt 14476 Groß Glienicke, Bergstr. 15, am 15.04.2022
- 90 Jahre** Inge Abraham, geb. Höpfner, früher Jägerkaserne, jetzt 49090 Osnabrück, Güstrower Str. 54, am 22.02.2022
- 89 Jahre** Erika Poleska, geb. Spork, früher Kronenstr. 26, jetzt 47805 Krefeld, Oberdiessemer Str. 171, am 25.01.2022
- 88 Jahre** Otto Tuschinski, früher Liebstädter Str. 34, jetzt Olsztyn, Karnarkowa 21/B, am 07.09.2021. Otto Tuschinski ist Ehrenmitglied der AGDM und Träger des Silbernen Ehrenzeichens der Landsmannschaft Ostpreußen, das ihm in Anerkennung seines Einsatzes für die deutsche Minderheit verliehen wurde.
- 87 Jahre** Gertrud Lehnardt, geb. Grabosch, früher Groß Bertung, jetzt 42897 Remscheid, Bredestr. 24, am 15.01.2022

Wir gedenken



Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

- Horst Boegel** verst. 22.11.2020, zuletzt wohnhaft in 44649 Herne, Heinrich-Funke-Str. 13, angezeigt von Ehefrau Christel Boegel
- Anton Marquard** geb. 07.12.1924, verst. 06.04.2021, früher Soldauer Str. 1, zuletzt wohnhaft in 65779 Kelkheim, Am Haferpfad 13, angezeigt von Sohn Andreas Marquard
- Anton Saldigk** geb. 04.03.1935, verst. 20.05.2021, früher Liebstädter Str. 34, zuletzt wohnhaft in 81737 München, Annette-Kolb-Anger 13/0/17, angezeigt von Nichte Kristine Plocharski
- Gerhard Vollmar** geb. 18.05.1930, verst. 15.06.2021, früher Warschauer Straße, zuletzt wohnhaft in 89520 Heidenheim, Carl-Spitzweg-Str. 33
- Erika Jockel** geb. 11.08.1927, verst. 03.06.2021, früher Roonstraße, zuletzt wohnhaft in 91052 Erlangen, Aufseßstr. 3, angezeigt von Brigitte Haberkorn, 83670 Bad Heilbrunn, Unterkarfsee 12 a

- Dr. Anneliese Kissing** geb. Czogalla am 26.05.1923, verst. 01.06.2021, früher Horst-Wessel-Str. 59, zuletzt wohnhaft in 40723 Hilden, Hofstr. 3, Seniorenstift Curanum, angezeigt von Sohn Wolfgang Kissing
- Maria Agnes Iglinski** geb. Kraska am 03.01.1937, verst. 28.06.2021, zuletzt wohnhaft in 45899 Gelsenkirchen, Buerer Str. 12, angezeigt von ihren Kindern Gabriele und Peter Iglinski
- Peter Stankowski** geb. 15.10.1941, verst. 09.08.2021, früher Langgasse 8, zuletzt wohnhaft in 21379 Scharnebeck, Am Hang 8, angezeigt von Tochter Sonja Stankowski
- Renate Knoop** geb. Klement am 28.01.1930, verst. 07.09.2021, früher Liebstädter Str. 43, zuletzt wohnhaft in 25821 Breklum, Petersburger Weg 8, angezeigt von Nichte Gisela M. Wagner

Grüße aus Kanada

Sehr geehrte Damen und Herren,

wie ich Ihnen bereits in meiner ersten Mail vom 14.8. mitgeteilt hatte, war meine Tante Gerda von dem Bildband „Allenstein in 144 Bildern“ so begeistert und auch berührt, dass sie mich um eine Kontaktaufnahme mit dem Verfasser dieses Bildbandes gebeten hatte.

Leider hatte sich bei einem Telefongespräch mit Herrn Hufenbach herausgestellt, dass der Verfasser des Bildbandes, Herr Strohmenger, bereits seit einigen Jahren verstorben ist.

Meine Tante hat dies sehr bedauert und bat mich, trotzdem Ihnen und Ihrer Vereinigung nochmals mitzuteilen, wie sehr sie erfreut war, dass Sie solch einen tollen Bildband haben entstehen lassen.

Nach 60 Jahren in Kanada hat sie es nicht für möglich gehalten, dass es noch Menschen gibt, die in dieser schönen Form das Andenken an die alte Heimat Ostpreußen noch lebendig halten. Sie ist Ihnen sehr dankbar dafür.

Mit den besten Grüßen, auch ausdrücklich von Gerda Krebs,
Peter Bönelt

Anmerkung: Inzwischen hat Peter Bönelt auch den Bildband „Allenstein, wie man es nicht kennt“ von Rafal Betkowski bei uns bestellt.

Wir danken unseren Spendern



Das Allensteiner Landestheater „Treudank“

Liebe Spender,

Ihnen verdanken wir, dass alle Allensteiner und Freunde unserer Heimatstadt regelmäßig den Heimatbrief erhalten und damit die Erinnerung an Allenstein bewahren und weitergeben können. Ebenso ermöglichen Sie mit Ihren Zuwendungen die Durchführung unserer Jahrestreffen und die Arbeit der Geschäftsstelle und der ehrenamtlichen Mitarbeiter. Kurz gesagt, Sie halten die Stadtgemeinschaft am Leben. Mit Ihrer Zuwendung an die Stiftung Allenstein tragen Sie dazu bei, das Wirken der Stadtgemeinschaft auch langfristig zu sichern. Da wir Ihnen nicht allen persönlich danken können, nennen wir die Namen aller Spender des vergangenen Jahres (Oktober 2020 bis September 2021), um Ihnen auf diesem Wege Dank zu sagen für Ihre Treue zur Stadtgemeinschaft. Wir bitten Sie, unsere Arbeit auch weiterhin zu unterstützen.

Der Vorstand

Abraham, Inge, geb. Höpfner	Buetzow, Gertrud Burgschweiger, Dr. Kunz	Franke, Johannes- Joachim	Hannack, Ursula, geb. Senkowski
Affeldt, Hannelore, geb. Salten	Burkat, Ursula	Freitag, Werner	Hartong, Renate
Alexander, Anna Maria	Christiansen, Eckart & Monika	Frenchkowski, Birgit	Hasenberg, Anton & Hedwig
Alezard, Rita	Ciecierski, Helga, geb. Malewski	Frintrop, Anna	Haus, Waldemar & Gabriele, geb. Wag- ner
Allary-Neumann, Edith	Conrad, Inge-Maria	Frischmuth, Dieter & Gerda	Hausmann, Helene, geb. Werdowski
Ambrosius, Herbert & Lore	Conrad, Peter	Frischmuth, Herbert Heinrich	Heide-Blöech, Dr. Ilse Annemarie
Anjelski, Gerhard & Re- gina	Cours, Edeltraud, geb. Fabeck	Gaebler, Paul & Vera	Hein, Marlies Elfriede
Antonatus, Renate	Czemper, Dieter & Christel	Ganswindt, Franz	Heinrich, Aloysius & Angela
Arendt, Otto & Magda- lena	Czerlinski, Ingeborg	Gebauer, Adelheid, geb. Balzer	Heitfeld, Ingrid, geb Wagner
Arendt, Wulf	Czitrich, Erwin	Gehmann, Ursula	Hemberger, Bernhard & Waltraud, geb. Knifka
Aschenbrenner, Dieter & Annemarie Conrad von Heydendorff	Dargiewicz, Irmgard, geb. Black	Gehweiler, Berthold & Gisela	Herkenhoff, Wolfgang
Assmann, Mario	Daube, Liselotte	Gelenkirch, Waltraud, geb. Turowski	Hermenau, Dietmar & Karin Schnauder-Her- menau
Bailly, Adolf & Elfriede	Dedek, Johannes	Gemba, Annelies	Herrmann, Helmut
Baldszuhn, Horst & Hil- degard	Denecke, Dieter	Gerhardt, Horst & Ro- samarie	Herrmann, Irmgard
Barczewski, Peter	Derichs, Petra	Gerwald, Klaus-Dieter	Herzig, Irene
Barczewski- Czodrowski, Hilde- gard	Detel, Klaus & Gabriele	Gibas, Helene	Hinz, Bodo
Bartsch, Stanislaus	Diemer, Horst & Erika	Giesel, Lia	Hinzmann, Dieter
Bauer, Anneliese	Dippel, Brigitte, geb. Behnisch	Gnosa, Günter	Hinzmann, Rainer & Karin
Baustaedt, Otfried	Ditner, Felicitas	Goerigk, Gerhard & Helene	Hoffmann, Lothar & Gundborg
Becker, Christel, geb. Kolberg	Doering, Klaus-Peter	Goldau, Horst	Holz, Adolf & Ursula
Berger, Ingeborg, geb. Walden	Doermann, Martin	Goriss, Herbert & Anita	Hoop, Anneliese, geb. Paprotta
Berger, Hildegard, geb. Jockel	Dreyer, Helga	Gosse, Manfred	Horstmann, Peter-Jür- gen
Bergmann, Ewald	Drossel, Josef & Wladyslawa	Grallert, Angelika	Hufenbach, Gottfried & Eve
Beuth, Hans-Joachim	Dulisch, Heinz	Granitzka, Dieter & Ma- rie-Luise	Hufenbach, Joachim & Bärbel
Biernat, Horst & Gisela	Düsing, Waltraut, geb. Löhl	Gratz, Edith geb. Or- lowski	Jäger, Axel & Christa
Biernat, Kurt	Eberwein, Martin & Eva	Gruschlewski, Günter & Gertraud	Janowitz, Heinrich
Blasche, Hans-Peter	Elbing-Eberwein	Günther, Annemarie, geb. Seeliger	Jelenowski, Edgar & Helene
Blechert, Hartmut & In- geborg	Eilmes, Karl-Otto	Gulla, Rainer	Jelenowski, Georg & Ursula
Bleck, Hanna, geb. Parschau	Emmelheinz, Ingrid	Haasmann, Edeltraut	Jendrosch, Albin & In- grid, geb. Kantel
Bolewski, Christine	Engels, Lothar & Her- dis, geb. Asmus	Haberkorn, Rudolf & Brigitte	Jonas, Peter
Borgner, Gabriele	Fabeck, Lothar	Hack, Horst	Johnnigk, Josef & Wies- lawa
Borowski, Dietmar	Fabeck, Sabine	Hacker, Luise	Kalender, Elisabeth
Borink, Eva-Maria	Fahl, Paul & Brigitte	Hagemann, Michael	
Bott, Ursel	Fallaschinski, Gerhard	Hagen, Horst & Bar- bara, geb. Wesso- lowski	
Bresch, Robert	Faltinski, Norbert & Heike	Haller, Stephen und Sa- bine	
Brosch, Martin & Anita	Fenner, Christel & Gün- ther	Hammer, Hildegard, geb. Prengel	
Brück, Ulrike	Figurski, Hildegard		
Brümlich, Hagen & Gabriele, geb. Eshen	Forkel, Werner & Dorothea		
	Fox, Dr. Ursula		
	Fraesdorf, Rüdiger		

Kalinowski, Siegfried
 Kalinski, Eduard & Dorothea
 Kalwa, Ingeborg, geb. Krieger
 Kaminski, Christoph
 Kardekewitz, Klemens
 Karp, Werner
 Kauer, Georg
 Keichel-Höhn, Dr. Angela
 Kirchbach, Evelin
 Kirchheim, Ernst Johannes & Erika
 Kiselowsky, Hans-Jürgen
 Kißing, G. & D.
 Kittler, Arno
 Klatt, Dr. Ulrich & Jutta
 Klein, Ingrid
 Klein, Ruth, geb. Birchner
 Klicka, Christa, geb. Woidowski
 Klomfaß, Hildegard, geb. Steffen
 Kluth, Luzia
 Knabe, Siegfried
 Knopf, Eduard & Christine
 Koch, Christine, geb. Bass
 Kochanek, Maria
 Koenen, Wilhelm & Brigitte
 Köhler, Helmut
 Koitka, Edith
 Kolano, Andreas & Roswitha, geb. Niemierza
 Kolb, Gertrud, geb. Materna
 Kolitsch, Dr. Gudrun, geb. Hagelstein
 Kollak, Clemens
 Königsmann, Paul & Edith
 Kopsowski, Franz
 Kopsch, Heinz & Irmgard, geb. Schäfke
 Korczak, Artur
 Kornalewski, Rudolf
 Kortum, Axel
 Koslowski, Erich & Anita
 Kowalski, Manfred & Maria
 Krämer, Reinhold & Helga
 Kranzhöfer, Georg
 Kraska, Wolfgang
 Kraski, Johannes
 Krause, Paul
 Krause, Waltraut
 Krause, Reinhold & Gertrud
 Krenzke, Otto & Irmgard
 Kretschmann, Dietrich
 Krogull, Georg & Hannemie
 Krohn, Uwe & Rosemarie
 Krüger, Monika
 Kuhn, Hubertus & Trauthilde
 Kuhnigk, P. Dr. Willibald
 Kuhlmann, Gerhard & Marie
 Kulbatzki, Leonhard & Helga Neumann-Kulbatzki
 Kunath, Werner
 Kurz, Gabriele
 Kurz, Rosemarie
 Kutzfeld, Armin & Gudrun
 Kwiatkowski, Piotr
 Lacina, Erwin
 Lange, Bernt Erich
 Lantrewitz, Ingrid
 Lehnhardt, Waldemar
 Liedmann, Georg
 Littner, Alexander & Rosemarie
 Lobert, Irmgard, geb. Krämer
 Lobert, Peter & Irene
 Lochelt, Helga, geb. Gollan
 Lordemann, Gertrud
 Lorezkowski, Bruno
 Lorkowski, Gertrud
 Lovis, Hans-Dieter
 Loy, Klaus
 Lucassen, Hans
 Lukowski, Ulrich
 Malewski, Gerhard & Renate
 Malewski, Horst & Angelika, geb. Rautenberg
 Malewski, Waldemar & Bozena
 Markart, Waltraut, geb. Fleischhauer
 Marx, Angelika
 Marx, Wolfgang & Ursula, geb. Forstreuter
 März, Susanne
 Massner, Oswald & Margarete
 Mayr, Krimhild, geb. Leschinski
 Meyer, Hans-Joachim
 Memminger, Thomas & Rita
 Michalik, Hans-Jürgen & Elisabeth, geb. Wagner
 Mischke, Bruno
 Möhring, Margot
 Moldaenke, Helga
 Monka, Gertrud, geb. Jatzkowski
 Monkowski, Herbert
 Moor, Theodor & Irene, geb. Kalender
 Mrowitzky, Gisela
 Mucha, Hubertus
 Müller, Hans & Ilse, geb. Kordeck
 Müller, Karl
 Müller, Renate
 Müller, Sigard, geb. Roensch
 Napolowski, Margarete
 Neumann, Johannes
 Neumann, Paul
 Ney, Werner
 Nickel, Irmgard
 Niederkleine, Andreas & Brigitte
 Nikelowski, Ursula
 Nikulla, Max & Marlies
 Nowakowski, Helmut
 Ohnesorge, Dieter & Ortrud
 Opiolla, Hartmut & Helga
 Opiolla, Hermann
 Ordon, Doris
 Orlowski, Jochen
 Orlowski, Rudi & Helene
 Ornazeder, Marianne, geb. Mucha
 Otten, Brigitte
 Pantel, Maria
 Paulwitz, Doris
 Peplinski, Hildegard
 Pernice, Dr. Johann-Anton
 Peter, Monika
 Peters, Hans-Jürgen
 Peters, Jörn & Angelika, geb. Budde
 Petrikowski, Klaus
 Pick, Werner
 Pietzka, Brunhilde, geb. Matern
 Pinno, Günther
 Plessa, Marc Patrik
 Podewski, Klaus & Ursula
 Poleska, Erika
 Poleratzki, Jürgen & Karola
 Polkowski, Manfred
 Poloczek, Hans-Dieter & Edeltraut
 Pörschmann, Adele
 Poschmann, Bruno
 Prahs, Johann
 Prengel, Gerhard
 Prokisch, Dieter & Doris, geb. Ebell
 Prothmann, Peter & Leonore, geb. Hömmpfer
 Puschmann, Hans
 Quednau, Karin
 Rams, Hildgard
 Rarek, Siegfried & Regina
 Raschkowski, Alfred
 Reich, Wolfgang & Irene, geb. Nigbur
 Reinsch, Gerhard & Margarete
 Reinsch, Norbert & Ursula
 Rescher, Klaus-Peter & Maria
 Ries, Roland & Heidi

Riese, Heinz und Silvia, geb. Peters	Schotten, Waltraut Schreiber, Erika	Symanzik, Horst Thielsch, Josef	Weidmann, Maria- Magdalena Clara
Ritter, Karin	Schreibeis, Hermann	Tiedt, Erhard	Weissner, Teresia Elisa- beth
Rochel, Gerhard & Bär- bel	Schulz, Helmut & Bri- gitte, geb. Lieder	Toelle, Gertrud, geb. Neumann	Weiss, Erbgemein- schaft Anton & Ilse
Rosak, Brigitte	Schulz, Leo	Tomaschewski, Albert & Maria	Wenzel, Annelore, geb. Sinnhoff
Rose, Rainer	Schulz, Siegfried & Lore	Tresp, Joachim	Wettig, Irmgard, geb. Spiewack
Rosenbrock, Heino	Schulz, Wolfgang	Troll, Joachim	Wichmann, Günther & Hilde
Rothbart, Katja	Schwarz, Heinz-Werner & Ingrid, geb. Kopp	Trunz, Günter	Wieschnewski, Ewald
Rühl, Christel	Schwieder, Agata	Tuchscherer, Sylvester & Ingrid, geb. Pet- rikowski	Wildenau, Alfons & In- grid
Rühmann, Till & Juliane	Seidel, Clemens	Uhlig, Joern	Winter, Josef & Karin
Ryszewski, Hans- Joachim & Ingelore	Seiffert, Rosemarie	Urban, Gerhard & Janina	Wippich, Kurt
Saal, Agnes	Sender, Edmund & Therese, geb. Moritz	van Rissenbeck, Elisa- beth, geb. Posch- mann	Wiersma, Wiebke
Samjeske, Werner	Senkowski, Ruth	Vogg, Edith, geb. Kozig	Wloczkowski, Adalbert Eugen & Grazyna
Samse, Ursula	Siefert, Erika	Vollmar, Gerhard & Mechthild	Theresia
Samuelson, Uta	Skade, Jutta	Vollmer, Dirk	Wohlgemuth, Dr. Alfons
Schaffrin, Werner	Skapczyk, Rosemarie, geb. Franke	von Drews, Richard	Woronowicz, Paul & Renate, geb. Kornowski
Schattauer, Christian	Soden, Dr. Meinhard	von Essen, Bernd	Wronka, Helmut
Scheffer, Heidemarie	Soden, Matthias	von Jagodinski, Ulrich	Württemberg, Ludwig
Scherer, Irmgard	Solochewitz, Darius	von Schele, Christa, geb. Sandner	Zacheja, Ingrid
Scherschanski, Werner & Renate	Sonnenberg, Benno	von Schulz-Hausmann, Annegret	Zapolski, Irmgard, geb. Peters
Schieferstein, Rolf	Späth, Gertrud, geb. Tolksdorf	Walter, Joachim & Heidrun, geb. Pet- rikowski	Zauner, Jürgen & Ger- trud
Schiemann, Adalbert	Staedler, Alfred & Kar- sta Hoepfner-Staedler	Walther, Ilse, geb. Ko- walewski	Zekorn, Dr. Klaus Bruno
Schikowski, Stephan	Stankowski, Peter & Anna	Warlich, Marianne	Zenkert, Petra
Schimanski, Heinz Die- ter	Steinert, Ursula	Warnecke, Fritz	Zentek, Antonius
Schiminski, Luzia	Stanka, Helge	Weber, Dr. Martin	Zerlin, Karl Heinz
Schimmelpfennig, Mechthild	Stockdreher, Johannes	Wedig, Maria	Ziebell, Gunter & Inge- lore
Schiweck, Agnes	Stoffel, Marc	Wehrstedt, Axel	Zink, Georg & Marianne
Schlegel, Alfred	Stork, Josef		
Schlicht, Ekkehart	Storm, Caecilia		
Schlussnus, Jürgen & Elisabeth	Strassek, Hannes & Renate, geb. Risch		
Schneider, Anneliese, geb. Engelbrecht	Sudinski, Gertraud		
Schneider, Helga	Surrey, Theodor		
Schönrock, Steffen			
Schöpf, Ute			

Programm 65. Jahrestreffen

am 16. und 17. September 2022 in Gelsenkirchen / Schloss Horst*

FREITAG,
16. SEPTEMBER 2022

16.00 Uhr Hotel St. Petrus
Stadtversammlung

Anschließend
Geselliges Beisammensein

SAMSTAG,
17. SEPTEMBER 2022

10.00 Uhr Propsteikirche
Gottesdienst und Kranzniederlegung an der
Allensteiner Gedenktafel

10.30 bis 12.00 Uhr Heimatmuseum
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.00 Uhr Schloss Horst
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßung
Vorsitzender der Stadtgemeinschaft

Grußworte
Vertreter der Städte Gelsenkirchen
und Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr
Tanz- und Unterhaltungsmusik

22.00 Uhr
Ende der Veranstaltung

An die Mitglieder unserer Stadtgemeinschaft

Stiftung Allenstein

Die Stiftung Allenstein wurde errichtet, um die Arbeit der Stadtgemeinschaft langfristig fortsetzen zu können. Sie soll auch nach einer späteren Auflösung der Stadtgemeinschaft unsere vordringlichen Satzungsziele, die Unterstützung der deutschen Volksgruppe mit dem Haus Kopernikus in Allenstein und den Erhalt des Allensteiner Heimatmuseums in Gelsenkirchen, sicherstellen.

Erfreulicherweise haben bereits mehrere Allensteiner der Stiftung Beträge von mehr als 500 Euro zugewendet und sich damit einen Platz im Goldenen Buch der Stadt Allenstein gesichert.

Spenden

Für die tägliche Arbeit sind wir aber nach wie vor auf Ihre Spenden angewiesen. Nur so ist es möglich, dass alle Allensteiner und Freunde unserer Heimatstadt regelmäßig den Heimatbrief erhalten und die Erinnerung an Allenstein bewahren und weitergeben können. Ebenso ermöglichen Sie damit die Arbeit der Geschäftsstelle und der ehrenamtlichen Mitarbeiter, kurz gesagt, Sie halten die Stadtgemeinschaft am Leben.

Dass wir immer weniger werden, ist uns allen bewusst. Leider nimmt dadurch auch die Zahl der Spender ab. Auf der anderen Seite nehmen die Kosten - z.B. das Porto für die Zusendung unseres Allensteiner Heimatbriefes - zu. Wir würden uns freuen, wenn Sie dies bei Ihrer nächsten Spende berücksichtigen würden.

Einige Kreisgemeinschaften senden ihren Heimatbrief nur noch an diejenigen Mitglieder, die sich für die Zusendung mit einer Spende erkenntlich zeigen. Diesen Weg wollen wir nicht gehen. Wir appellieren aber an alle, die sich bisher unentgeltlich an unserem Heimatbrief erfreuen, ihre Wertschätzung für den Heimatbrief, aber auch für die Arbeit der ehrenamtlich tätigen Redaktion, durch eine Spende zum Ausdruck zu bringen.

Preußische Allgemeine

Was für uns als Kreisgemeinschaft gilt, trifft auch für die Landsmannschaft Ostpreußen zu. Die Zahl der Ostpreußen geht zurück und damit auch die Zahl der Abonnenten des früheren „Ostpreußenblattes“.

Es wäre sehr bedauerlich, wenn die Preußische Allgemeine aus der Presse-landschaft verschwinden würde. Denn sie gehört zu den wenigen Stimmen, die nicht nur die Meinung der Leitmedien wiedergeben, sondern auch eigene Positionen vertreten.

Machen Sie einen Versuch! Ein Probeabonnement (s. S. 80) verpflichtet Sie zu nichts.

Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

Ausstellungen und Veranstaltungen

- 16.10.21 - 18.04.22 „Des Alltags schöne Seiten“,
Grafiken der 1950er Jahre von Gerhard Matzat und
Ute Brinckmann-Schmolling
- 20.11.21 - 27.02.22 „Den Dingen das Beiläufige nehmen“
Expressionistische Maler aus Ostpreußen
- 09.04. - 16.10.2022 Der Elch
Klischee und Wirklichkeit eines Symboltiers
- 07.05. - 07.08.2022 Königsberger Rot - Erinnerungsarchäologie
Objektcollagen von Frank Popp (1941-2020)
- 24.09. - 27.11.2022 Deutschbaltische Künstler des 19. und 20. Jahrhun-
derts, Gemälde und Zeichnungen aus der Ostdeut-
schen Studiensammlung Helmut Scheunchen
- 04.11. - 06.11.2022 Museumsmarkt. Tradition trifft Modernes
Kunsthandwerk, Eröffnung am 04.11.2022
- 19.11.22 - 26.02.23 Verschwunden
Orte, die es nicht mehr gibt
- 10.12.22 - 23.04.23 Königsberg in den 1930er bis 1940er Jahren
Fotografien des Künstlers Fritz Krauskopf (1882-1945)

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum mit deutschbaltischer Abteilung

Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg

Öffnungszeiten: Di-So 10-17 Uhr

Tel.: 04131 75 99 5-0, E-Mail: info@ol-lg.de

www.ostpreussisches-landesmuseum.de

Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

Sonderausstellungen und Veranstaltungen

04.12.21 - 24.04.22	1.700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland Bedeutende Ostpreußen jüdischen Glaubens
03.04.2022	Frühlingserwachen - der etwas andere Ostermarkt
30.04. - 24.07.2022	Burgen im Deutschordensstaat Preußen Fotodokumentation von Mirosław Garniec, Allenstein
15.05.2022	Internationaler Museumstag
30.07. - 27.11.2022	Auf der Pirsch in Heide, Wald und Moor - die Jagd in Ostpreußen
19./20.11.2022	27. Bunter Herbstmarkt
10.12.22 - 18.06.23	Auf den Schienen des Fortschritts - Zur Geschichte der Eisenbahn zwischen Weichsel und Memel

Kabinettausstellungen

Januar - Juni 2022	40 Jahre Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen/Bay.
Juli - Dez. 2022	Die Bismarcktürme in Ostpreußen

Dauerausstellungen in Ostpreußen zur Stadtgeschichte

Pr. Holland, Schloss	Saalfeld, Stadtverwaltung
Lyck, Wasserturm	Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus
Lötzen, Festung Boyen	Goldap, Haus der Heimat
Johannisburg, Städt. Kulturhaus	Rastenburg, I. Liceum

Ganzjährig: Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im neuen Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald
Änderungen vorbehalten.

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

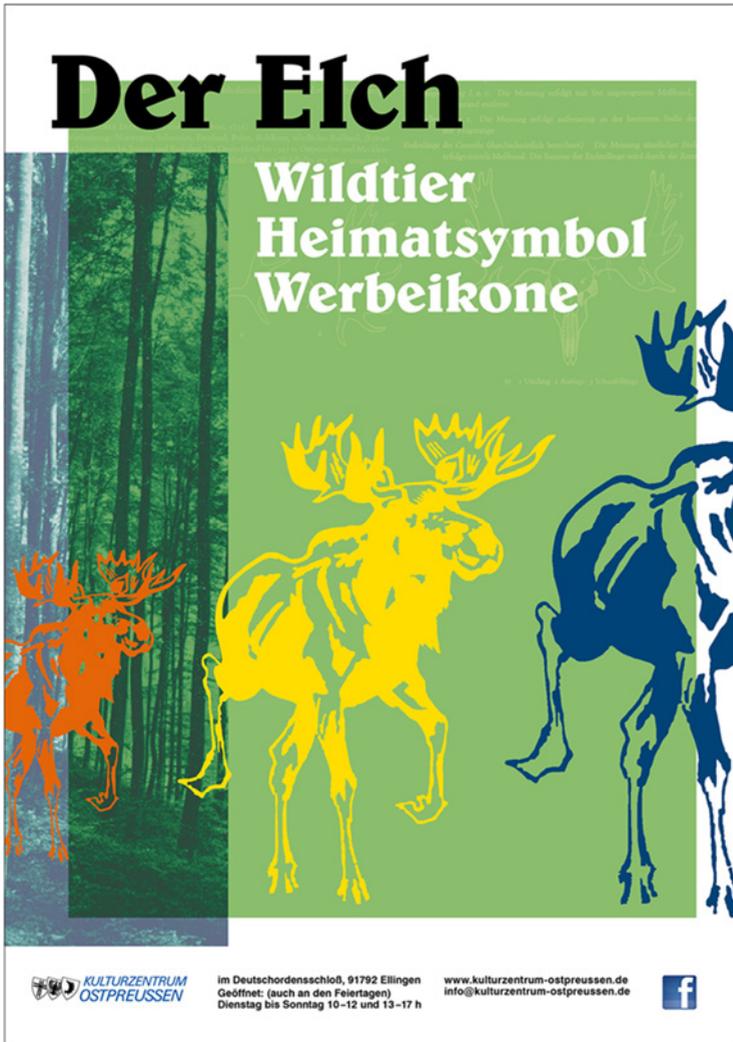
Öffnungszeiten: April bis September Di bis So 10-12 und 13-17 Uhr
Oktober bis März Di bis So 10-12 und 13-16 Uhr

Tel.: 09141 86 44 0, Fax: 86 44 14, info@kulturzentrum-ostpreussen.de

www.kulturzentrum-ostpreussen.de

www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen

Der Elch – Wildtier, Heimatsymbol, Werbeikone



heißt eine kürzlich erschienene Veröffentlichung des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen. Das Heft entstand als Begleitheft der gleichnamigen Kabinettausstellung, die im letzten Jahr im Kulturzentrum zu sehen war. In dem Heft wird der Elch mit den anderen Hirscharten verglichen, die zoologische Einordnung des wissenschaft-

lich „Alces alces“ genannten Tieres vorgenommen sowie auf seinen Lebensraum und seine Nahrung eingegangen. Erläutert werden die biologischen Zyklen der Fortpflanzung, beschrieben werden die Elchschaufel und die Kommunikation der Tiere untereinander.

Ein großes Kapitel nimmt die Geschichte der Elche in Ostpreußen ein, die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reich nur noch dort zu finden waren. Durch Kultivierung des Landes und zunehmende Jagd waren die Tiere

bereits im 16. Jahrhundert in den anderen Landesteilen ausgerottet worden. In Sachsen und Schlesien wurden die letzten Tiere zwischen 1745 und 1780 erlegt.

Aus dem Jahr 1728 ist ein Bestand von 705 Elchen überliefert, die auf Befehl von König Friedrich Wilhelm I. geschont werden sollten. 1731 wurde ein Schutzgebiet mit 90 Kilometern Umkreis um Königsberg eingerichtet und jeglicher Abschuss ohne königliche Erlaubnis untersagt. Durch den Siebenjährigen Krieg (1756–1740) schrumpfte der Bestand auf sieben Tiere. Der sich erholende Bestand litt in den Napoleonischen Kriegen sowie durch Hochwasser und Seuchen erneut.

1851 wurde in der Oberförsterei Ibenhorst ein Elchschronrevier eingerichtet, es folgten die Reviere Tawellingken und Nemonien. Ab 1897 war die Jagd auf weibliche Tiere vollständig untersagt, männliche Tiere durften nur im September bejagt werden. Dem Bestand von 800 Tieren im Jahre 1914 setzte der Erste Weltkrieg erneut zu, so dass nur das Eingreifen des Militärs die Elche vor der Ausrottung retten konnte. Der ostpreußische Oberpräsident Ernst Ludwig Siehr erklärte 1920 den Elch zum „Naturdenkmal“ und verfügte Schonzeiten. Bis 1930 wuchs der Bestand wieder auf über 1000 Tiere an. 1937 wurde unter der Bezeichnung „Deutscher Elchwald“ ein über 46.000 Hektar großes Gebiet zum Reichsnaturschutzgebiet erklärt. Dadurch erreichte der Elchbestand bis 1945 seinen höchsten Wert mit über 1500 Tieren.

Die Eroberung Ostpreußens durch die Rote Armee 1944/45 überlebten nur wenige Tiere. Durch Schutzgesetze aus dem 1950er Jahren ist der Bestand bis 2020 wieder auf etwa 3100 Tiere gestiegen, weitere Exemplare leben in Naturschutzgebieten südlich von Lyck und nordwestlich von Warschau sowie im Königsberger Gebiet mit rund 1000 Tieren.

Die folgenden Kapitel beschreiben den Elch als Landessymbol, das vielfach wie etwa auf den Kurenwimpeln Verwendung fand. Erwähnt werden auch die Elchschaufel als Brandzeichen der Trakehner, als Motiv für Kunst und Fotografie sowie Lieder und Gedichte über den Elch. Für viele Menschen, die Ostpreußen als Lebensraum verloren, ist der Elch das Heimatsymbol. Zahlreiche Handelsprodukte verwenden ihn auf Aufklebern, Bierflaschen, Spirituosen und Kleidungsstücken. Weltweit ist er auf Briefmarken zu finden und als Plüschtier ist er allgegenwärtig.

Denn Abschluss der Broschüre bildet die Geschichte „Peter, der zahme Elch“, ein Auszug aus dem Buch von Lothar Graf zu Dohna „Ostpreußen - ein verlorenes Paradies“.

Das 34-seitige, auf hochwertigem Kunstdruckpapier hergestellte Druckwerk, das unter Mitwirkung des „Förderkreises Ostpreußisches Jagdmuseum – Hans-Ludwig Loeffke Gedächtnisvereinigung“ entstand, enthält zahlreiche historische Fotografien, farbige Abbildungen von Kunstwerken und Briefmarken sowie Schaubilder über das Leben der Elche.

Das Heft kann vom Kulturzentrum Ostpreußen Ellingen zum Preis von 5 Euro zuzüglich Porto und Versandkosten bezogen werden.

Hinweise der Redaktion

Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum **31. März** bzw. **30. September** per Post an die Geschäftsstelle oder an StadtAllenstein@t-online.de zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

Geburtstage ab 70 Jahre

Zur Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Die Geburtstage von Juli bis Dezember bitte bis zum 31. März und die von Januar bis Juni des folgenden Jahres bis zum 30. September einsenden.

Familienanzeigen, Bestellung AHB, Änderungen der Anschrift

Bitte verwenden Sie für Ihre Anzeige den entsprechenden Vordruck und schreiben Sie bitte möglichst deutlich, um Fehler zu vermeiden.

Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.

Nur Deine Spende kann ihn erhalten!

Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU

IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00

Das neue Jahr

So bleibt auf ewig nun das alte Jahr zurück:
Wie teilt der Sonnenlauf so schnell die Zeiten ab!
Wie schleppet uns so bald das Alter in das Grab!
Das heißt wohl schlecht gelebt die kurzen Augenblicke,
in welchen viel Verdruss, vermischt mit schlechtem Glücke,
und lauter Unverstand sich zu erkennen gab!
Das heißt wohl schlecht gewohnt, wenn uns der Wanderstab
nie aus den Händen kommt; wenn wir durch List und Stricke
hin straucheln in der Nacht, da wenig Licht zu sehen,
und Licht, dem allemal nicht sicher nachzugehen!
Denn, so der Höchste nicht ein eignes Licht will weisen,
das, wenn wir uns verwirrt, uns Sinn und Auge rührt,
ist alles Licht ein Licht, das zur Verdammnis führt!
O gar zu kurze Zeit! O gar zu schweres Reisen!

Friedrich Ludwig von Canitz (1654-1699)

**Die Redaktion wünscht allen Lesern
ein frohes Weihnachtsfest
und ein glückliches neues Jahr!**

Vordruck für Familienanzeigen

Geburtstag oder Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum	
Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Heutige/Letzte Adresse	
Angezeigt von	

Bitte heraustrennen und einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder
StadtAllenstein@t-online.de

Bestellung AHB oder Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

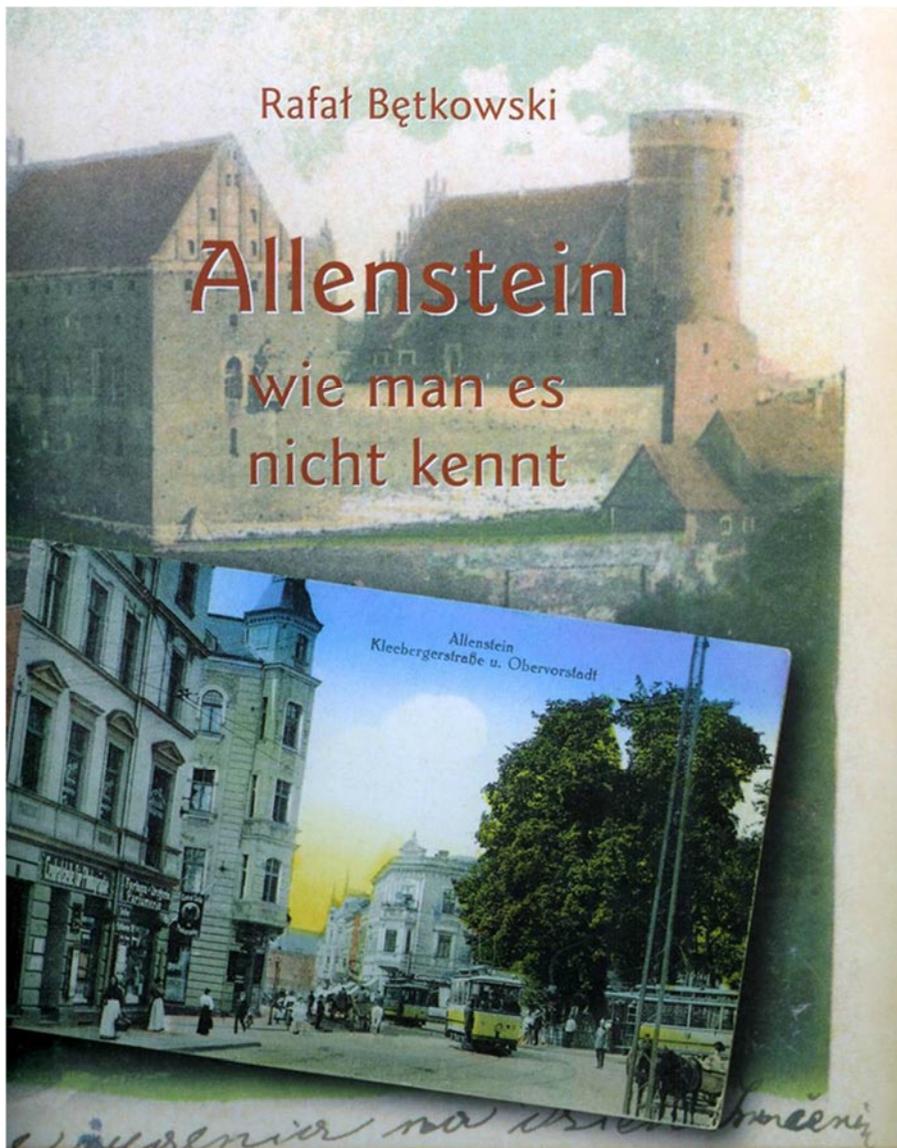
Bitte heraustrennen und einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder
StadtAllenstein@t-online.de

Allenstein heute - zwischen Tag und Traum



72 farbige Aufnahmen, 144 Seiten, Format 23 x 25 cm, Beschreibungen in Deutsch, Polnisch und Englisch.

Allenstein - wie es einmal war



Allenstein in alten Postkarten, 214 Seiten, Format 24 x 34 cm, ausführliche Beschreibungen in deutscher Sprache.

Allenstein - Stadt unserer Jugend

ALLENSTEIN

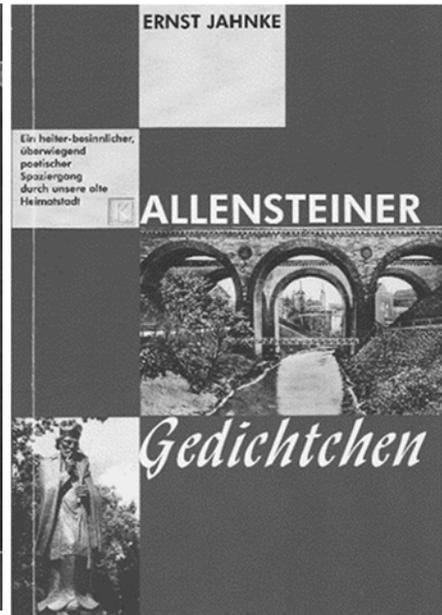


STADT UNSERER JUGEND



 KULTURZENTRUM
OSTPREUSSEN im Deutschordenschloß Ellingen

Ein Hörbuch. Allensteiner erzählen über ihre Jugend in der Heimatstadt. Die reich bebilderte Broschüre mit zwei CDs ist wieder verfügbar. Ein ganz besonderes Geschenk für alte und junge Allensteiner!



Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch die Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel, einen Stadtplan sowie eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte ergänzt.

Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen, Fotos und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Im Doppelpack sind sie mit einem Nachlass erhältlich.

Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348–1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Allensteiner Stadtplan von 1925, schwarz-weiß	1,00
Das Gesamtwerk von H. Bienkowski-Andersson	5,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Allensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	12,00
Einsame fremde Kinder von Joanna Wankowska-Sobiesiak	15,00
Agathas Schuhe von Joanna Wankowska-Sobiesiak	5,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Alenstein – wie man es nicht kennt, Bildband von R. Betkowski	25,00
Alenstein – zwischen Tag und Traum, Bildband von M. Wieliczko	20,00
Alenstein – Stadt unserer Jugend, illustriertes Hörbuch	9,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Ostpreußen - Was ist das?	1,00

Als Vierfarbendruck

Allensteiner Reiseführer	3,00
Allensteiner Stadtwappen als Aufkleber	2,00
Allensteiner Stadtplan von 1913 (50 x 75 cm)	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1940 (60 x 50 cm)	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	4,00
Vier Allensteiner Motive, reproduzierte Aquarelle DIN A3, pro St.	1,00
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, deutsch/polnisch, Maßstab 1:250.000,	8,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Bitte senden Sie Ihre schriftliche Bestellung an StadtAlenstein@t-online.de
oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen.

Impressum

Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., www.StadtAllenstein.de

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. 02225 700418

Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. 02153 5135

Hanna Bleck, Brokweg 8, 48249 Dülmen, Tel. 02594 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. 02156 8519

Geschäftsstelle und Heimatmuseum „Der Treudank“

Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Tel. 0209 29131, Fax 0209 4084891

E-Mail: StadtAllenstein@t-online.de

Geöffnet dienstags von 10.00 Uhr bis 12.00 Uhr (Thomas Nowack)

Spenden für den AHB

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00, BIC GENODEM1GBU

Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

Auflage

1700 Exemplare

Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

**Lesen Sie die PAZ
vier Wochen lang zur Probe!**

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

**Kritisch, konstruktiv,
Klartext für Deutschland.**

Bestellen Sie jetzt:

- Abo für 1 Jahr (168 € inklusive Versand im Inland).**
- Fine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!**
- Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe (endet automatisch).**

Preußische Allgemeine Zeitung
Buchtstr. 4 22087 Hamburg
Tel: 040 414008-42
E-Mail: vertrieb@paz.de

Unser Prämie für ein Jahres-Abo!

Preußische Allgemeine Zeitung für Deutschland

Gleich unter 040-41 40 08 42 oder per Fax 040-41 40 08 51 anfordern!

Sonnabend, 11. Juni 2022
10 - 17 Uhr CongressPark Wolfsburg

www.ostpreussen.de

Jahrestreffen



der Landsmannschaft Ostpreußen

*Festveranstaltung mit Ansprache des Sprechers,
Fahneeinmarsch, Kulturprogramm u.v.m.*

CongressPark Wolfsburg

Heinrich-Heine-Straße, 38440 Wolfsburg

(Zufahrt über die Straße Klieverhagen)

Bitte beachten: Sichern Sie sich jetzt Ihre Karte zum Preis von 10 € zzgl. Versand im Vorverkauf: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Buchtstraße 4, 22087 Hamburg, Tel.: 040-41 40080, selke@ostpreussen.de. Eintritt nur mit gültiger Karte.

